PQ
4272
G5A38
Bd.2
T.2

716

Bibliothek

des

Frohsinns.

Neue Folge.

Ite Section.

Boccaccio's Decameron.

Zweites Bändchen.

Stuttgart.
Franz Heinrich Köhler.
1841.

Das

Decameron

von

Boccaccio.

Neu übersetzt

von

Ernst Ortlepp.

Zweiter Theil.

Stuttgart.
Franz Heinrich Köhler.
1841.

PQ
4273
G5A38
Bd.2 T.2

Boccaccio's Leben und Werke.

Giovanni Boccaccio war der natürliche Sohn des Boccaccio di Chellino, eines florentinischen Kaufmanns und einer schönen Pariserin. Ueber seinen Geburtsort sind seine Biographen nicht einig. Er nennt sich selbst da Certaldo; doch bleibt es zweifelhaft, ob er zu Paris, Florenz oder Certaldo (einem florentinischen Flecken) das Licht der Welt erblickte. Daß er jedoch im Jahr 1313 geboren wurde, ist ausgemacht. Schon in frühen Jahren kam er nach Florenz, wo er von Giovanni da Strada seinen ersten Unterricht im Lateinischen erhielt. Sehr bald verrieth er eine vorwiegende Neigung zur

Poesie. Vor Allem wurde Dante's göttliche Komödie sein Lieblingsbuch. Als zehnjährigen Knaben brachte ihn sein Vater zu einem Kaufmann, bei dem er die Handlung erlernen sollte. Dieser nahm ihn mit nach Paris, wo Boccaccio zwar den Handlungsgeschäften oblag, aber ihnen keinen Geschmack abgewinnen konnte, weil er sich immer mächtiger zu gelehrten Studien hingezogen fühlte. Bis in das achtundzwanzigste Jahr hatte er sein lästiges Joch getragen, als ihn ein Zufall doppelt befeuerte, es von sich abzuschütteln. Er sah nämlich bei seinem Aufenthalte in Neapel auf einem Spaziergange das Grab Virgils, und fühlte sich an dieser geweihten Stelle so ergriffen, daß er sich mit einemmale fest für Wissenschaft und Kunst entschied. Der Vater willigte in seinen Entschluß, unter der Bedingung, daß er sich ein Brodstudium erwählte, um einst auf eine Anstellung Anspruch machen zu können. Boccaccio studirte demnach auch wirklich sechs Jahre lang die Rechtswissenschaft, ohne jedoch bei dem fehlenden innern Triebe Fortschritte darin zu machen, weßhalb er sie wieder aufgab, um sich dem Studium der alten Classiker und der Poesie zu überlassen. Nach dem bald erfolgenden Tode seines Va-

ters gab er sich ganz seiner Neigung hin. Bei einem Professor der griechischen Sprache lernte er jetzt auch Griechisch, und machte Reisen, um die Werke der griechischen Schriftsteller zu sammeln, die er oft wegen Geldmangel selbst abschrieb, wodurch er sich eine Stelle unter den Restauratoren der Wissenschaften erwarb. Er lieferte darauf viele Werke mythologischen, historischen und geographischen Inhalts, die zwar jetzt vergessen sind, aber für ihre Zeit großen Werth hatten. Bemerkenswerth ist sein vertrautes Freundschaftsverhältniß zu Petrarca, mit welchem er einen fortwährenden Briefwechsel unterhielt. Ueberhaupt knüpfte er mit den berühmtesten, damals lebenden, italienischen Gelehrten engere Verbindungen an. Dabei bestimmte eine Liebschaft, die sich, wie bei Dante und Petrarca, durch sein ganzes Leben als rother Faden hinzog, die künftige Richtung seines Strebens. Der König Robert von Neapel nehmlich, an dessen Throne die berühmtesten Gelehrten Italiens weilten, hatte eine natürliche Tochter, Namens Maria, erzeugt, welche Boccaccio'n die glühendste Leidenschaft einflößte. Diese Maria hatte im Kloster ihre Jugendbildung genossen, und dann einen Mann ge-

heirathet, dessen Name nicht mehr bekannt ist. Sie lebte mit ihrem Gemahl ganz glücklich, bis Boccaccio's lodernde Begier den ehelichen Frieden des Paares störte. Mit der Neigung zu der Geliebten beginnt Boccaccio's schriftstellerische Thätigkeit. Länger als zehn Jahre hindurch feiern alle seine Werke mehr oder minder verstohlen die Auserkorne seiner Seele. Er gab erst Filicopo und Theseide heraus, beides matte, langweilige und verunglückte Versuche. Darauf dichtete er ein allegorisirendes Schäferspiel, Amato betitelt, in welches er viel von seiner eigenen Lebensgeschichte einwebte. Bald folgte der Roman Fiammetta, unter welchem Namen Boccaccio seine geliebte Maria zu feiern pflegte. Dieser Roman trägt trotz einer gewissen Breite und mancher Unvollkommenheit doch durchweg den Stempel einer gewissen Classicität, und wäre einer neuen Bearbeitung höchst würdig; doch müßte er gekürzt, und etwa so wie Heinse's Fiormona und Ardinghello gehalten werden. Heinse hatte bei seinen Meisterstücken gewiß die Fiammetta, und den Boccaccio überhaupt, im Auge, so gut wie Ariosto den Bojardo. Boccaccio's berühmtestes Werk, das ihn zum ersten

italienischen Classiker im Novellenfache erhob, ist der Decameron, oder richtiger das Dekameron (τὸ δέκα ἡμερῶν), welches Buch er theils der jungen Königin Johanna, theils seiner Fiammetta zu Liebe schrieb. Es ist nicht wohl glaublich, daß Boccaccio gerade unter allen seinen Arbeiten diese, wie Einige behaupten, am geringsten geschätzt haben sollte; denn die beiden Vorreden Boccaccio's zu dem ersten und zweiten Bande des Decameron, so wie auch seine Nachschrift am Ende des Werkes scheinen keineswegs eine solche Gleichgültigkeit gegen dasselbe von Seiten des Autors zu verrathen. Später schrieb er das Leben des Dante. Als er einige Jahre darauf durch den Ankauf kostbarer Bücher und den Genuß mannichfacher Vergnügungen in dürftige Umstände gerieth, fand er an Petrarca den großmüthigsten Freund. Unruhen, welche in Florenz ausbrachen, bestimmten ihn, sich auf sein kleines Landgut in Ceptaldo zurückzuziehen. Dort schrieb er mehrere historische Werke in lateinischer Sprache. Auch war er der Erste, der aus Griechenland auf seine eignen Kosten Abschriften der „Ilias" und der „Odyssee" kommen ließ, und überhaupt sein Zeitalter zur

Erlernung des Griechischen anfeuerte. Nach einer schweren und langwierigen Krankheit, die er glücklich überstand, folgte er einem schmeichelhaften Rufe nach Florenz, wo er Vorlesungen über sein Lieblingsbuch, „die göttliche Comödie des Dante" halten sollte. Er arbeitete sich an dieser, für einen selbstischöpferischen Geist langweiligen, Aufgabe mit allem Eifer ab, und wurde bald das Opfer seines Bemühns. Sein Freund Petrarca ging ihm in die bessere Welt voraus, und er folgte, durch diesen Todesfall tief erschüttert, ihm bald nach in die höheren Regionen. Boccaccio starb am 21. Dezember 1375.

Sein berühmtestes Werk war schon damals und blieb bis zum heutigen Tag das Dekameron, das aber unsägliche Verstümmelungen und Censurstriche von allen Seiten erlitt, so daß wir jetzt vielleicht kaum zwei Dritttheile von demselben, und dazu mit noch oft sehr verändertem Original, übrig haben. Man machte sich nehmlich in den damaligen unaufgeklärten Zeiten noch kein Gewissen daraus, Geistesmorde zu begehen. Jetzt sind wir freilich in der Cultur weiter gediehen. — Das unver-

fälschte Manuscript des Dekameron wurde im Jahre 1471 ein Raub der Flammen.

Das Dekameron ist eigentlich, so gut wie Göthe's Wahlverwandtschaften, ein moralisches Werk. Es hält mit scharfen Zügen und grellen Farben einer unmoralischen Zeit ihre mehrfachen Gebrechen vor, wobei natürlich das Prinzip befolgt werden mußte: „Greift nur hinein ins volle Menschenleben!"

Boccaccio's Novellen sind zum größten Theil Lustspiele, doch hin und wieder auch Trauerspiele. Sie gaben sogar einem Shakspeare Stoff zu mehreren Meisterwerken. Nun liegt es in der Natur des Lustspiels, daß es die Menschen schildert, wie sie wirklich sind, so daß man gleich sagen kann: „das ist der Pfaff, das ist der Kaufmann, das ist der Student, das ist der Gastwirth, den wir alle kennen!" In Lustspielen aber, wie überhaupt in dem ganzen Bereich der Kunst, soll man nicht ängstlich nach Moral fragen, weil sich's, zumal im Gebiete des Komischen, rein um die bloße Lebensklugheit handelt. Boccaccio erzählt ganz so, wie es in dem Leben wirklich zugeht, indem er doch zugleich das wirkliche Leben von seinem

prosaischen Boden ablöst und idealisirt, und in seinen Novellen phantastische Lustspiele liefert, mit denen unser deutscher Raimund wieder **à la Gozzi** einen Versuch machte, der ihn aber das Leben kostete. Doch genug davon! Es gibt nur Einen Boccaccio. Deutschland wird so leicht keinen zu Tage bringen, zumal in unsern Zeiten! *)

Stuttgart im Nov. 1840.

C. Ortlepp.

*) Ich muß bemerken, daß ich erst von Seite 53 an (V. Novelle) die Uebersetzung dieses Werkes übernommen habe.

und wartete ruhig sein Schicksal ab. Nachdem nun der König lange umhergesucht, und Keinen gefunden, den er für den Thäter hätte halten können, traf er am Ende auf den Stallknecht, und als er wahrnahm, wie sehr ihm das Herz klopfte, sagte er bei sich selbst: „dieser ist es!" Da er nun aber seine Rache ganz im Stillen nehmen wollte, so begnügte er sich damit, ihm mit einer Scheere an der einen Seite eine Locke abzuschneiden, um ihn daran am nächsten Morgen wiederzuerkennen, worauf er sich in sein Zimmer zurückverfügte. Der Stallknecht nun, welcher klug genug war, um einzusehen, warum ihn der König so gezeichnet hatte, stand jetzt alsobald von seinem Lager auf, holte sich eine Scheere, und schlich leise zu allen seinen Schlafkameraden, schor ihnen das Haar auf ähnliche Weise, und legte sich darauf ganz unbemerkt wieder in sein Bett.

Als der König am nächsten Morgen aufgestanden war, ließ er, noch ehe die Schloßthore geöffnet wurden, alle seine Diener vor sich kommen, und da sie sämmtlich mit unbedecktem Haupte vor ihm standen, sah er sich sogleich nach demjenigen um, welchen er gezeichnet hatte. Als er aber bemerkte, daß beinahe alle von ihnen auf ähnliche Weise geschoren waren, wunderte er sich sehr, und sprach bei sich selbst: „der Mann, auf den ich's abgesehen habe, ist zwar von niederer Herkunft, aber von keinem niedern Verstand." Da er nun einsah, daß er, ohne Aufsehen zu erregen, den schwerlich ausfindig machen würde, welchen er suchte, so wollte er sich nicht, um eine kleine Rache zu üben, einer großen Schmach aussetzen, sondern lieber den Thäter nur mit einem Worte erinnern, und ihm andeuten, daß er sein Vergehen wohl bemerkt habe. Deßhalb sagte er denn kurzhin zu ihnen allen: „Geht mit Gott eures Wegs! Wer es gethan hat, der spreche nicht

davon, und thue es nicht wieder!" Ein Anderer hätte sie vielleicht sammt und sonders köpfen, foltern und examiniren lassen, und so seine eigene Schande ans Licht gebracht. Denn wenn die Sache ruchtbar geworden wäre, und er auch seine Rache befriedigt hätte, so wäre doch die Beschimpfung auf ihm haften geblieben, und die Ehre seiner Gemahlin gekränkt worden. Diejenigen, welche die Worte des Königs hörten, waren sehr verwundert, und untersuchten lange mit einander, was denn wohl der König eigentlich damit habe sagen wollen; aber Keiner von Allen wurde daraus klug, als nur ein Einziger, den seine Rede anging. Dieser hielt es für das Beste, sich bei Lebzeiten des Königs gegen keine Seele ein Wort von der ganzen Sache verlauten zu lassen, und setzte nie wieder sein Leben auf eine gleich gefährliche Probe.

III. Novelle.

Eine Dame, die in einen jungen Mann verliebt ist, bringt unter dem Schein der Beichte und der strengsten Gewissenhaftigkeit einen hochwürdigen Pater dahin, daß er, ohne zu wissen, was er thut, sie selbst zum Ziel ihrer Wünsche führt.

Als Pampinea schwieg, bewunderte man die Kühnheit und den Scharfsinn des Stallknechts, so wie auch die Klugheit des Königs; worauf die Königin Philomenen winkte, weiter fortzufahren. Philomena gehorchte dem Befehl, und begann mit Anmuth folgendermaßen: „Ich denke Euch jetzt einen Streich zu erzählen, den einstmals eine schöne Dame einem frommen Klosterbruder spielte,

der einen Laien um so mehr ergötzen muß, da diese meistens sehr dummen und ungeschliffenen Pfaffen Alles besser wissen wollen, als andere Leute; indem sie doch weit zurückstehen, und weil sie, als Menschen ohne Geist und Herz, sich nicht wie Andere zu ernähren wissen, wie die Schweine dahin laufen, wo sie ohne Arbeit zu essen bekommen. Ich will euch, liebe Freundinnen, diese Novelle nicht bloß deßhalb vortragen, um der Ordnung des heutigen Tages nachzukommen, sondern auch, um euch zu zeigen, wie selbst die frommen Brüder, denen wir in unserer Leichtgläubigkeit viel zu viel Glauben beimessen, nicht nur von Männern, sondern auch von unseres Gleichen oft auf eine spaßhafte Weise hintergangen werden.

In unserer Stadt, wo sich die List und Schlauheit thätiger zeigen, als die christliche Liebe und Redlichkeit, lebte vor wenigen Jahren eine edle Dame, welche die Natur sowohl mit Schönheit als mit Witz und Verstand begabt hatte, deren mir wohlbekannten Namen ich so wie die Namen der übrigen Personen, welche in der Geschichte vorkommen, verschweigen will, weil mehrere von denselben noch am Leben sind, und diese vor Zorn ganz außer sich gerathen würden, da doch der ganze Vorfall eigentlich nur belachenswerth ist. Diese Dame nehmlich, welche von vornehmen Eltern abstammte, und an einen Wollenweber verheirathet war, konnte ihren Ahnenstolz nicht aus dem Kopfe bringen, und hielt jeden Bürgerlichen, mochte er auch noch so reich sein, für unwürdig, eine Frau von Adel zu besitzen. Und weil sich ihr Mann bei allem seinem Reichthum auf nichts weiter verstand, als das Garn zu mischen und anzuzetteln, oder mit den Spinnerinnen zu zanken, so ging sie seinen Umarmungen, so weit es thunlich war, aus dem Wege, und sah sich nach einem Liebhaber um, der ihr würdiger erschien, als ihr Wollenweber.

Sie verliebte sich nehmlich dergestalt in einen gewissen Edelmann von mittleren Jahren, daß sie die Nacht nicht schlafen konnte, wenn sie ihn den Tag über nicht gesehen hatte. Der gute Mann, der keine Ahnung davon hatte, bekümmerte sich nichts darum, und sie war vorsichtig genug, ihn nicht durch Unterhändlerinnen oder Briefe davon zu unterrichten, weil sie sich keinen Unannehmlichkeiten aussetzen wollte. Unterdessen ward sie gewahr, daß er sehr vertrauten Umgang mit einem Klosterbruder pflog, der seines dicken Bauches und wohlgerundeten Gesichts ungeachtet, doch einen höchst ehrbaren Lebenswandel führte, und allgemein für das Muster eines Geistlichen gehalten wurde. Eben dieser nun schien ihr gerade der rechte Mann zu sein, welcher ihr zum Unterhändler bei ihrem Geliebten dienen könnte.

Nachdem sie sich nun ihren Plan entworfen hatte, ging sie eines Tages zu passender Zeit in seine Kirche, und ließ ihn bitten, ihre Beichte anzuhören. Der fromme Pater, welcher sie auf den ersten Blick für eine höchst unbescholtene Dame erkannte, hörte mit der größten Bereitwilligkeit ihre Geständnisse an. Als sie nun ihre Beichte geendigt hatte, fügte sie hinzu: „Ich muß Euch jetzt nur noch eine Privatangelegenheit vortragen, ehrwürdiger Herr, und mir wegen derselben Euern guten Rath erbitten. Ihr kennt aus meiner eignen Beichte meine Familie und meinen Mann. Er liebt mich mehr als sein Leben, und sieht mir alle meine Wünsche an den Augen ab, was ihm auch seine Wohlhabenheit ganz gut gestattet. Zum Dank dafür liebe ich ihn gleichfalls mehr als mich selbst, und wenn ich mich nur mit einem Gedanken, oder gar mit einer Handlung gegen ihn versündigte, so würde ich den Scheiterhaufen in höherm Grade und mit mehr Recht verdienen, als die erste beste Hexe. Da ist aber ein

Mann, dessen Name mir nicht gleich einfällt, vor dessen Rechtlichkeit ich jedoch den größten Respekt habe, und welcher, wo ich mich nicht irre, sehr viel mit Euch umgeht, ein schöner, ansehnlicher Mensch, in einem feinen schwarzen Kleide, welcher vielleicht kein rechtes Zutrauen zu meinen Gesinnungen hat, ob er mich gleich förmlich belagert. Denn ich mag nur ein Fenster öffnen, oder mich an der Thüre zeigen, oder ein paar Schritte vor das Haus gehen, so ist er gleich bei der Hand, und es wundert mich, daß ich ihn nicht schon wieder hier sehe. Das ist mir im Grunde gar nicht recht; denn Angelegenheiten solcher Art können leicht das züchtigste Weib ins Gerede bringen. Schon mehr als einmal wollte ich meine Brüder bitten, ihn deßhalb zur Rede zu stellen; doch bedachte ich dabei, daß die Männer solche Aufträge nicht mit dem besten Erfolg auszurichten pflegen. Denn bei dergleichen Dingen gerathen sie gewöhnlich in einen Wortwechsel, und am Ende kommt es gar zu Raufereien. Dieß bewog mich denn zu schweigen, und um alles etwa zu besorgende Unheil zu verhüten, beschloß ich, mit Euch über die Sache zu sprechen, theils, weil Ihr mein Freund zu sein scheint, theils, weil es in Eurem Beruf liegt, in derlei Angelegenheiten, wo nicht mit That, doch wenigstens mit Rath, zur Hand zu gehen. Und so bitte ich Euch denn um Gotteswillen, ihm wegen seines Betragens einen Verweis zu geben, und ihm zu sagen, daß er sich in Zukunft so etwas nicht wieder einfallen lassen möge. Es gibt ja Gottlob in unsern Zeiten noch Frauenzimmer in Menge, welche an dergleichen Dingen ein Gefallen finden, und denen es höchst willkommen seyn wird, wenn er ihnen den Hof macht; dagegen ich dazu gar keinen Hang habe, und er mir damit nur beschwerlich fällt."

Bei diesen Worten senkte sie ihr Haupt, und that,

als ob sie sich bis zu Thränen gerührt fühlte. Der fromme Bruder errieth sogleich den Mann, von welchem sie sprach; er pries ihre frommen Gedanken, und weil er in die Wahrheit ihrer Worte keinen Zweifel setzte, so versprach er ihr, es dahin zu bringen, daß sein Freund ihr künftig nicht mehr lästig fallen sollte. Da er ihren Reichthum kannte, so empfahl er ihr noch ferner die Tugend der Wohlthätigkeit und Menschenliebe, wobei er besonders darauf ausging, ihr die Bedürfnisse seines Klosters anschaulich zu machen. „Ich bitte Euch," fiel ihm die Dame in die Rede, wenn Euer Freund ja läugnen sollte, ihm zu sagen, daß ich selbst Euch Alles entdeckt, und mich über ihn beklagt habe." Nach Beendigung der Beichte gedachte sie an des Paters Ermunterung zur Mildthätigkeit, und drückte ihm eine Geldrolle in die Hand, um welche sie ihn ersuchte, Seelenmessen für ihre verstorbenen Verwandten zu lesen, worauf sie sich vom Beichtstuhl erhob, und nach Hause ging.

Nicht lange darauf kam der junge Cavalier, seiner Gewohnheit gemäß, zu dem frommen Bruder. Nachdem sie sich eine Zeitlang über verschiedene Gegenstände unterhalten hatten, nahm ihn der Pater auf die Seite, und tadelte ihn auf eine feine Weise wegen der Nachstellungen, mit welchen er die Dame nach ihrer Aussage belästigt hatte. Worüber sich der Cavalier außerordentlich verwunderte, weil er ihr niemals nachgegangen, und nur zuweilen aus Zufall an ihrem Hause vorübergekommen war. Als er sich in dieser Hinsicht reinsprechen wollte, ließ ihn der Pater nicht zu Worten kommen, sondern sagte: „O stelle dich doch nicht so erstaunt, und verliere die Zeit nicht mit Leugnen, denn das hilft dir nichts! Nicht etwa klatschlustige Nachbarn haben mir von der Sache erzählt, sondern ich weiß Alles aus ihrem eigenen

Munde, und sie hat sich sehr bei mir beschwert. So sehr dergleichen Possen für dich selbst passen, so sehr kann ich dich versichern, daß ich nie ein Weib gesehen habe, dem sie in gleichem Grade wie ihr, mißfällig wären. Darum bitte ich dich um ihrer Ruhe und deiner eignen Ehre willen, bleib davon, und laß sie in Frieden!" — Der Edelmann, welcher ein wenig schärfer sah, als der gute Pater, errieth bald genug die Schlauheit der Dame; er stellte sich demnach ein wenig beschämt, und versprach, sich nicht weiter auf die Sache einzulassen. Sobald er indeß die Zelle des Paters verlassen hatte, war es seine erste Sorge, nach dem Hause der Dame zu gehen, die am Fenster aufmerksam lauerte, ob er nicht vorbeikommen würde. Als sie ihn erblickte, bezeigte sie sich so freundlich gegen ihn, daß es ihm wohl so vorkommen mußte, als ob er die Worte des Mönchs richtig verstanden hätte; weßhalb er von demselben Tage an nie unterließ, mit gehöriger Vorsicht, zu seinem eigenen Vergnügen und zu großer Beruhigung der Dame, indem er sich stellte, als ob ihn andere Geschäfte dorthin führten, unter ihrem Fenster vorbeizugehen. Die Dame indeß hatte sich bald davon überzeugt, daß sie ihm eben so wohl, als er ihr, gefiele, und so nahm sie denn, um ihn noch mehr aufzumuntern, und ihm ihre Liebe zu erkennen zu geben, der nächsten Gelegenheit wahr, sich dem frommen Bruder in seiner Kirche mit einem bittern Thränenstrom wieder zu Füßen zu werfen. Als der Geistliche sie so sehr weinen sah, fragte er sie theilnehmend, was denn wieder Neues geschehen sei. „Hochwürdiger Herr," versetzte die Dame, ich bringe keine andere Neuigkeiten, als von Euerm unseligen Freunde, über den ich mich erst jüngst bei Euch beklagte. Ich glaube in der That, der Mann ist mir zur Plage geboren, und wird es noch so weit bringen, daß er mich zu Din-

gen verleitet, die mir meine Seelenruhe für Zeitlebens rauben, und mich verhindern, jemals wieder würdig vor Euch zu erscheinen." — „Wie, meine Tochter?" sprach der Pater, „hat er denn noch nicht aufgehört, dir Aergerniß zu geben?" — „Ach nein!" erwiederte die Dame; im Gegentheil scheint es, als ob er, seit ich mich über ihn bei Euch beklagt habe, es mir zum Trotz thäte, weil er es mir vielleicht übel genommen hat, daß er jetzt zehenmal für einmal unter meinem Fenster vorbeigeht. Und wollte nur Gott, daß es mit dem Vorübergehen und Hinaufsehen sein Bewenden gehabt hätte! Aber er ist so unverschämt gewesen, mir erst gestern eine Weibsperson ins Haus zu schicken, die sich auf Liebesangelegenheiten versteht, und die mir von ihm einen Gürtel und eine Börse brachte. Ich war darüber so außer mir, und bin es noch jetzt, daß ich den größten Lärmen darüber erhoben hätte, wenn dieß mir nicht als sündlich erschienen wäre, und ich nicht auf Euch Rücksicht genommen hätte. Demnach unterdrückte ich meine Wuth, und beschloß, nicht eher ein Wort davon zu sagen, bis ich Euch vorher gesprochen hätte. Uebrigens gab ich dem Frauenzimmer, die mir den Gürtel und die Börse brachte, Beides zurück, um es ihm wieder zu bringen, und entließ sie auf ziemlich grobe Weise; da fiel es mir aber auf einmal ein, daß sie vielleicht gar die Geschenke für sich behalten, und ihm weiß machen könnte, ich habe sie angenommen, denn Weiber der Art sind mit allen Hunden gehetzt. Deßhalb ließ ich sie zurückrufen, nahm ihr mit Mißbehagen die Sachen aus der Hand, und überbringe sie jetzt Euch, damit Ihr sie ihm zurückerstattet, und ihm zu verstehen gebt, daß ich seiner Geschenke nicht bedarf; denn ich habe, dem Himmel und meinem Manne sey Dank, noch so viel Gürtel und Börsen, daß ich ihn darunter ersticken könnte. Sodann bitte ich Euch,

mein hochwürdiger Herr Pater, mich zu entschuldigen; aber wenn jener Mensch jetzt nicht nachläßt, mich zu verfolgen, so werde ich es meinem Manne und meinen Brüdern sagen, mag aus der Sache werden, was da wolle! Wenn es ihm dann schlecht geht, so soll mir das immer noch weit angenehmer seyn, als wenn ich durch ihn in bösen Leumund komme, und damit Punktum!" — Nach diesen Worten zog sie mit Thränen in den Augen eine prächtige Börse und einen reichgestickten Gürtel aus der Tasche, und warf sie dem Pater in den Schoos. Da dieser noch immer ihren Worten Glauben beimaß, nahm er die Sachen voll Zorn zu sich, und erwiederte ihr: „Meine Tochter, wenn du dich über solche Dinge bekümmerst, so kann ich mich durchaus nicht darüber wundern, oder dich deßwegen tadeln; vielmehr muß ich dir meinen vollen Beifall geben, daß du mich darüber um Rath befragst. Neulich stellte ich ihn zur Rede; aber er hat sein mir gegebenes Versprechen sehr schlecht gehalten, weßwegen ich ihm jetzt den Kopf dermaßen zu waschen gedenke, daß es ihm gewiß vergehen soll, dich weiter mit seinen Zudringlichkeiten zu behelligen. Laß dich aber um Gotteswillen von deinem Zorn nicht so weit verleiten, irgend Jemandem von den Deinigen nur eine Sylbe von der Sache zu entdecken, weil daraus leicht das größte Unglück entstehen könnte! Mache dir übrigens wegen deines guten Rufes keine Sorge; denn ich werde immer vor Gott und Menschen ein unwandelbarer Zeuge deiner Unschuld seyn."

Die Dame that, als ob sie diese Worte einigermaßen zur Ruhe stellten, und weil sie wußte, wie sehr der Pater und alle seine Brüder das Geld liebten, so beschloß sie die Unterredung mit den Worten: „Hochwürdiger Herr Pater, in den letzten Nächten sind mir mehrere meiner Verwandten im Traum erschienen, die sich in großem

Jammer befinden müssen, und mich um weiter nichts, als um nur ein Almosen gebeten haben; vor Allen aber meine selige Mutter, die so traurig und elend aussah, daß es ein wahrer Jammer war. Ich glaube, es beunruhigt sie in ihrem Grabe, daß mich dieser Feind Gottes so in Versuchung führt. Darum ersuche ich Euch, für sie vierzig Messen des heiligen Gregorius zu lesen, und mir mit Eurem Gebet beizustehen, damit sie unser Herrgott aus dem Fegefeuer erlösen möge." — Nach diesen Worten drückte sie ihm ein Goldstück in die Hand, nach welchem der fromme Pater begierig griff, worauf er mit vielen guten Worten und Beispielen ihre Tugend belobte, und sie dann mit seinem Segen entließ. Als sich nun die Dame entfernt hatte, und der Pater nicht im Geringsten ahnte, daß man ihm Nasen drehte, schickte er sogleich nach seinem Freunde, welcher, als er bei seiner Ankunft den Mönch zornig sah, sogleich errieth, daß er Neuigkeiten von seiner Dame hören werde. Er war daher voll Erwartung, was jener sagen würde. Der Mönch wiederholte, was er ihm schon früher gesagt hatte, und schalt ihn besonders wegen dessen, was er nach den Aeußerungen der Dame gethan haben sollte. Der Cavalier, welcher vor allen Dingen genauer zu wissen wünschte, wo der Mönch eigentlich hinauswollte, leugnete ziemlich lau, ihr den Gürtel und die Börse geschickt zu haben, um dem Pater nicht ganz den Glauben zu benehmen, für den Fall, daß ihm die Dame diese Sachen vielleicht zugestellt hätte. Aber der Pater erwiederte ihm in höchster Entrüstung: „Wie? du schlechter Mensch, du willst das noch leugnen? Da sieh her! Diese Sachen hat sie mir unter vielen Thränen selbst gebracht! Willst du nun noch sagen, daß du sie nicht kennst?"

Der Cavalier that, als ob er dadurch beschämt würde.

„Ach ja!" sagte er, „ich kenne sie in der That, und ich gebe zu, nicht recht gehandelt zu haben. Doch, da ich jetzt die Gesinnungen der Dame weiß, so schwöre ich, daß Ihr nie wieder ein Wort von der ganzen Sache hören sollt." Es wurde von beiden Seiten noch viel hin- und hergeredet, und endlich gab der Bruder Simpel den Gürtel und die Börse seinem Freunde, dem er den Text noch recht tüchtig las und es an's Herz legte, sich solcher Dinge in Zukunft zu enthalten, worauf er ihn von sich gehen ließ. Dem Edelmann war es im höchsten Grade erwünscht, über die Liebe seiner Dame Aufklärung erhalten zu haben, und er freute sich über das schöne Geschenk. Sobald er nun den Pater verlassen hatte, eilte er nach dem Orte, wo sich Gelegenheit bot, seiner Dame bemerklich zu machen, daß er ihr Geschenk richtig empfangen habe, was ihr desto lieber war, da sie jetzt sah, daß ihr Plan völlig nach Wunsche ging.

Sie wartete jetzt auf nichts mehr, um dem Werke die Krone aufzusetzen, als daß ihr Mann einmal verreisen möchte, und der Zufall fügte es auch, daß er bald nachher wegen vorhabender Geschäfte nach Genua gehen mußte. Als er nun kaum des Morgens zu Pferde gestiegen und fortgeritten war, so ging die Dame auch schon zu dem frommen Bruder, und sagte unter Schluchzen und Weinen: „Ehrwürdiger Herr Pater, ich sage Euch, daß ich es jetzt nicht länger aushalten kann. Doch da ich Euch versprochen habe, nicht zu handeln, ohne Euch vorher um Rath zu fragen, so erscheine ich jetzt, um mich vor Euch zu rechtfertigen. Und, um Euch zu überzeugen, daß ich mich nicht etwa ohne Grund so kläglich geberde, so hört nur, was Euer Freund, oder vielmehr Euer Satan aus der Hölle, mir diesen Morgen vor Anbruch des Tages für einen Streich gespielt hat. Gott weiß, durch welchen bö-

sen Geist er Lunte davon bekommen hat, daß mein Mann gestern früh nach Genua geritten ist; genug, diesen Morgen, um die Zeit, wie ich Euch gesagt habe, kommt er in meinen Garten, klettert auf einen Baum, der gerade unter meinem Fenster steht, öffnet das Fenster, und will schon in meine Kammer steigen, als ich, Gott sey Dank, aufwachte, und mich stellte, als wollte ich ein lautes Geschrei erheben. Ich würde auch ganz gewiß geschrieen haben, wenn er mich nicht von draußen her um Gotteswillen um Verzeihung gebeten und davon unterrichtet hätte, wie die ganze Sache stehe, und wer er wäre. So schwieg ich denn um Euretwillen still, sprang aber fasennackt aus dem Bett, und schlug ihm das Fenster vor der Nase zu. Ich glaube, er ist darauf gegangen, denn ich habe dann weiter nichts von ihm gehört und gesehen. Nun sagt mir einmal selbst, ob das ein anständiges Betragen ist, und ob man sich so etwas wohl gefallen lassen soll; wenigstens ich für meine Person habe keine Lust, Dinge dieser Art zu ertragen, und wenn Ihr nicht sein Freund wäret, so würde ich ganz anders mit ihm verfahren seyn." — Als der Pater diese Worte hörte, gerieth er in eine große Entrüstung, und wußte nichts, als die mehrmalige Frage hervorzubringen, ob sie denn auch ganz genau gesehen habe, daß es der Cavalier, und nicht etwa ein Anderer gewesen sey. „Nun Gottlob! so gesunde Augen habe ich noch," versetzte die Dame, „um ihn von Andern unterscheiden zu können. Ich sage Euch, er war es, und wenn er es leugnen sollte, so glaubt ihm nicht!" Worauf der fromme Bruder erwiederte: „Meine Tochter, ich muß gestehen, das war frech und gottlos gehandelt, und du hast sehr wohl daran gethan, ihn unverrichteter Sache fortzuschicken. Insofern dich aber der gütige Himmel gnädig vor Beschimpfung bewahrt hat, so laß dich

erbitten, nochmals meinem wohlmeinenden Rath Gehör zu geben, und dich gegen Niemand von deinen Leuten zu beklagen. Ueberlaß mir Alles! Ich will doch einmal versuchen, ob ich nicht im Stande bin, diesen eingefleischten Teufel zu bändigen, welchen ich immer für einen Heiligen gehalten habe! Wenn ich es dahin bringen kann, ihn von diesem abscheulichen Unfug zu bekehren, so ist es gut; gelingt mir dieß aber nicht, so ertheile ich dir hiemit meinen Segen und mein Wort, daß ich dir volle Freiheit gebe, mit ihm zu thun, was dir gefällt!"

„Nun wohlan", erwiederte die Dame, „ich will Euch dießmal weder erzürnen, noch widerstreben; aber seht zu, daß er sich in Acht nimmt, und mir keinen neuen Verdruß erweckt; denn ich versichere Euch, daß ich in dieser Angelegenheit heute zum letztenmale bei Euch gewesen bin!"

Hierauf ging sie, sich höchst verdrießlich stellend, von ihm. Kaum war sie aus der Thüre des Klosters getreten, als der Cavalier desselben Weges kam. Der Pater rief ihn sogleich zu sich, nahm ihn auf die Seite, und sagte ihm die heftigsten Worte, die man sich nur erdenken kann. Er nannte ihn einen Schelm, einen Meineidigen, und einen Verräther über den andern. Der Cavalier, welcher nun schon zweimal die Erfahrung gemacht hatte, was die Scheltworte des Paters eigentlich bedeuten wollten, suchte ihn nur durch allerlei unbestimmte Reden zur Sprache zu bringen. „Hochwürdiger Herr", sagte er, „was soll dieser Zorn? Habe ich denn Christum gekreuzigt?"

„Seht doch den Unverschämten!" versetzte der Pater, „Thut er doch wahrhaftig nicht anders, als wenn schon ein oder zwei Jahre vergangen wären, daß er Zeit gehabt hätte, seine schlechten Streiche zu vergessen! Ist es dir von heute morgen bis jetzt schon wieder aus dem Sinne gekommen, wie du deinen Nächsten beleidigt hast?

Wo warst du denn heute kurz vor Tagesanbruch?" — „Was weiß ich, wo ich gewesen bin!" versetzte der Cavalier. „Euer Bote muß Euch wohl früh davon benachrichtigt haben." — „Ja wohl hat er mich benachrichtigt", erwiederte der Pater; „aber ich merke schon, du dachtest, weil der Mann nicht zu Hause sey, so würde dich die gute Frau mit offenen Armen empfangen. Halt, mein Herr! der bei Nacht umherschleicht, und den Leuten in die Gärten und auf die Bäume steigt; wähnst du die Keuschheit dieser Dame zu besiegen, wenn du Bäume erkletterst, und dir so einen Weg zu ihrem Fenster bahnst? Es ist ihr nichts in der Welt mehr zuwider, als dein Betragen, und doch lässest du dich nicht bedeuten, es zu ändern. Ich will dich nicht einmal daran erinnern, daß sie dir mehr als Einen Beweis davon gegeben hat, sondern nur daran, wie herrlich du meine Ermahnungen befolgt hast! Aber ich sage dir nur dieß, daß sie nicht etwa aus Liebe zu dir, sondern bloß auf mein Zureden, bisher über dein ungeziemliches Benehmen geschwiegen hat, was sie jedoch in Zukunft nicht mehr thun wird. Denn von jetzt an habe ich es ihr freigestellt, ganz nach ihrem Gefallen zu Werke zu gehen, sobald du wieder etwas ihr Mißfälliges unternimmst. Wie soll dir's ergehen, wenn sie es ihren Brüdern offenbart?"

Der Cavalier hatte nunmehr Alles erfahren, was er zu wissen brauchte; er besänftigte daher den Pater nach bestem Wissen und Vermögen mit großen Verheißungen, und am nächsten Morgen stieg er über die Gartenmauer, und auf den Baum, fand das Fenster offen, und wurde von der Dame mit offenen Armen aufgenommen, die ihn bereits sehnsuchtsvoll erwartete, und es dem Pater im Stillen Dank wußte, daß er ihm den Weg so gut gezeigt hatte. Sie hatten noch tausend Spaß über den Bruder

Simpel, und wußten künftig ihre Maasregeln so zu treffen, daß sie keines ähnlichen Unterhändlers mehr bedurften, um in gleicher Freude noch viele Nächte zuzubringen, welche der Himmel nach seiner heiligen Barmherzigkeit auch mir und allen Christenseelen bescheeren möge, die darnach verlangen.

IV. Novelle.

Don Felice lehrt den Bruder Puccio, wie er durch eine gewisse Bußübung das Paradies gewinnen soll, und vertreibt sich unterdessen die Zeit mit dessen Frau.

Nachdem Philomena ihre Geschichte beendigt hatte, lobte Dioneo mit schmeichelhaften Ausdrücken den Verstand der Dame, sowie auch das Stoßgebet, womit Philomena ihre Erzählung geschlossen hatte; worauf sich die Königin lächelnd zu Pamphilo wandte, und sagte: „Jetzt bitte ich dich, uns mit einer anmuthigen Novelle zu unterhalten!“ !“

„Mit Vergnügen will ich das thun“, versetzte Pamphilo, und begann: Madonna, es giebt viele Leute, welche, indem sie sich selbst Mühe geben, das Paradies zu erreichen, Andern dazu verhelfen. Daß es einer von unsern Nachbarinnen vor einiger Zeit so gegangen ist, soll Euch meine Geschichte lehren.

Ich hörte nämlich einmal erzählen, daß nahe bei San Pancrazio ein rechtschaffener, reicher Mann wohnte, der Puccio di Rinieri hieß, und an nichts, als an geistliche Dinge dachte, in den Orden des heiligen Fran-

ziskus trat, und von demselben Bruder Puccio genannt wurde. Weil nun sein ganzes Hauswesen nur aus seiner Frau und einer Magd bestand, und er deßhalb nicht nöthig hatte, sich viel mit weltlichen Geschäften abzugeben, so brachte er für gewöhnlich den größten Theil des Tages in der Kirche zu. Als ein ganz einfacher Mensch von grobem Schrot und Korn hatte er nichts weiter im Sinn, als regelmäßig seinen Rosenkranz abzubeten, die Predigt zu hören, und keine Messe zu versäumen, und er blieb gewiß nie zu Hause, wenn die Laienbrüder ein Laudamus abzusingen hatten. Außerdem unterließ er nicht, zu fasten und sich zu geißeln, weil er, wie man wissen wollte, zu der Sekte der Flagellanten gehörte.

Seine Frau, die man Donna Isabella nannte, war ein artiges, munteres Weibchen von Achtundzwanzig bis Dreißig, und so rund, wie ein Apfel. Doch mußte sie oft länger Fasten halten, als es ihr gefiel, weil ihr Mann so andächtig und vielleicht auch alt war, und ihr oft, wenn sie lieber geschlafen, oder mit ihm geschertzt hätte, das Leben Christi, oder langweilige Predigtbücher, und Legenden, wie die der heiligen Magdalena, vorlas. Um diese Zeit kam ein Mönch, Namens Don Felice, der in San Pancrazio Ordensgeistlicher war, ein sehr schöner, junger, witziger und gelehrter Mann, aus Paris zurück, und wurde bald mit dem Bruder Puccio näher bekannt. Weil dieser alle seine Zweifel aufs Beste zu lösen vermochte, und, nachdem er seine schwache Seite ausgefunden, den größten Heiligen gegen ihn spielte, so lud ihn der Bruder Puccio hier und da in sein Haus zum Abendessen ein. Auch war Puccio's Frau ihm zu Liebe freundlich gegen ihn, und erwies ihm alle Ehre. Wie nun der Mönch fortfuhr, das Haus des Bruders Puccio zu besuchen, und das frische runde Weib-

chen ins Auge faßte, bemerkte er bald, wo es ihr fehle, und bekam Luſt, nach Maasgabe des Zufalls, dem Bruder eine Mühe zu erſparen, und ſeine Stelle bei ihr einzunehmen. Er warf deßhalb manchen bedeutungsvollen Blick auf ſie, wodurch in ihr ein gleiches Verlangen entzündet wurde. Sobald er dieß gewahrte, benutzte er die erſte beſte Gelegenheit, ihr ſein Verlangen zu offenbaren. Doch, ſo ſehr ſie auch geneigt war, ihm gefällig zu ſeyn, ſo hatte es doch ſeine Schwierigkeiten, die Art und Weiſe auszudenken; denn außer dem Hauſe wollte ſie ſich dem jungen Pater nicht anvertrauen, und daheim konnte dieß auch nicht wohl geſchehen, weil Bruder Puccio nie verreiſte, welcher Umſtand den Mönch ſehr betrübte. Nach langem Hin- und Herſinnen fiel ihm indeß doch endlich ein Plan ein, mit ihr in ihrem eignen Hauſe ein Rendezvous zu veranſtalten, ohne daß der Bruder Puccio etwas davon merkte, wenn er auch anweſend wäre. Da ihn alſo dieſer eines Tages beſuchte, ſagte er zu ihm: „ſchon längſt, lieber Bruder, überzeugte ich mich davon, daß alle deine Gedanken darauf hinausgehen, ein Heiliger zu werden. Doch nimmſt du, wie mich bedünkt, einen außerordentlich weiten Umweg, um zu deinem Ziele zu gelangen, während es doch einen höchſt bequemen Pfad gibt, deſſen ſich der Papſt ſelber mit ſeinen Cardinälen zu bedienen pflegt. Freilich ſehen ſie es nicht gern, daß man ihn den Leuten zeigt, weil dadurch der geiſtliche Stand, der doch meiſtens von Almoſen lebt, augenblicklich zu Grunde gerichtet wäre, und ihm dann die Laien keine Geſchenke mehr zufließen laſſen würden. Weil ich dich aber als meinen Freund betrachte, und du mir immer ſo viele Aufmerkſamkeit bewieſen haſt, ſo möchte ich dir wohl jenen Weg gern zeigen, wenn ich nur wüßte, daß du über die Sache reinen Mund halten würdeſt.“ Bruder Puccio, deſſen Neugier

erweckt worden war, begann ihn jetzt inständigst zu bitten, ihm doch in Betreff des besagten Weges nähere Auskunft zu ertheilen, wobei er sich hoch und theuer vermaß, daß er ohne seine Einstimmung keiner Menschenseele eine Sylbe davon entdecken würde, und gern Alles thun wollte, um seiner Vorschrift nachzukommen. „Nun", sagte der Mönch, „wenn du mir das versprichst, so will ich dir das Geheimniß offenbaren. Du mußt nehmlich wissen, daß unsere heiligen Kirchenväter behaupten, ein Jeder, welcher ins ewige Paradies eingehen wolle, habe folgende Buße zu thun. Gib jetzt wohl Acht! Ich will damit nicht etwa sagen, daß du nachher nicht immer noch der Sünder bliebest, welcher du gegenwärtig bist; indeß werden dir alle Vergehungen, die du dir bis zur Stunde deiner Bekehrung hast zu Schulden kommen lassen, sammt und sonders vergeben, und diejenigen Fehler, welche du etwa nach der Zeit begehen solltest, werden dich nicht in die Hölle bringen, weil sie als Schwachheitssünden mit etwas Weihwasser leicht abgewaschen werden können. Vor Allem mußt du also jetzt erst deine sämmtlichen Sünden aufrichtig beichten; darauf fangen die Bußübungen an; dann mußt du vierzig Tage hindurch strenge Fasten halten, und darfst während dieser Zeit kein fremdes Frauenzimmer, ja nicht einmal dein eignes Weib, berühren. Ferner mußt du dir in deinem eignen Hause einen Ort suchen, wo du die ganze Nacht hindurch den gestirnten Himmel betrachten kannst. Dahin mußt du dich mit Einbruch der Nacht begeben, und dir ein Bett dort aufschlagen lassen, welches so beschaffen ist, daß du mit den Füßen die Erde berühren, und mit dem Rücken darauf mit ausgebreiteten Armen, wie ein Gekreuzigter, liegen kannst, wobei es dir vergönnt ist, dich mit den Händen an ein paar Pflöckchen anzuhalten. In dieser Stellung mußt du

verharren bis zum Morgen. Wenn du der lateinischen Sprache kundig wärest, so würde ich dich einige Gebete lehren, welche du dabei mit Erfolg hersagen könntest; aber da du dieselbe nicht verstehst, so bete nur statt dessen dreihundert Paternoster und eben so viel Avemaria's zur Ehre der heiligen Dreieinigkeit; sieh dabei mit unverwandten Augen den Himmel an, und denke an gar nichts weiter, als daran, daß Gott im Anfang Himmel und Erde erschaffen hat; und während du nun in dieser Stellung verharrst, wie Christus am Kreuze, so erinnere dich lebhaft der Leiden des Erlösers. Bei dem Läuten zur Frühmesse kannst du dich angekleidet, wie du bist, aufs Bett werfen und ein wenig ruhen; doch mußt du Vormittags noch in die Kirche gehen, etwa drei Messen hören, fünfzig Paternoster beten, und zum Wenigsten eben so viele Avemaria's sprechen. Darauf kannst du in der Einfalt des Herzens einige Geschäfte verrichten, sofern du dergleichen zu besorgen hast, und dann zum Mittagsessen gehen. Aber um die Vesperzeit mußt du dich abermals in der Kirche einfinden, und etliche Gebete hersagen, die ich dir aufschreiben will, und wenn dann der Abend kommt, so fängst du wieder ebenso an, wie du den Tag zuvor gethan hast. Sofern du dich streng an diese Vorschrift hältst, wie ich es früher selbst gethan habe, so steht zu hoffen, du werdest, noch bevor du mit diesen Bußübungen zu Ende gelangst, wunderbare Dinge von der ewigen Seligkeit verspüren." — Worauf Bruder Puccio sagte: „Nun, die Sache scheint mir gar nicht so schwer, und dauert auch gar nicht eben so lange; ich denke, das muß sich recht gut thun lassen, und so will ich denn in Gottes Namen nächsten Sonntag damit den Anfang machen." Darauf verließ er den Mönch, ging nach Hause, und erzählte Alles seiner Frau. Diese errieth sehr leicht die

Absicht, aus welcher ihm der Pater befohlen hatte, die ganze Nacht auf Einem Fleck zu bleiben, und da sie mit dieser Verordnung einverstanden war, so sagte sie, sie ließe sich dieses, und Alles, was er sonst noch zu seinem Seelenheil für zweckmäßig erachte, recht gern gefallen; und damit ihm der Himmel das Werk seiner Buße um so besser gedeihen lassen möge, so wolle sie selbst fasten, ohne jedoch an den übrigen Bußübungen Theil zu nehmen. So wurden sie denn hierüber einig, und am nächsten Sonntag begann der Bruder Puccio seine Buße Abends zu einer Stunde, wo er nicht mehr gesehen werden konnte. Darauf erschien der Mönch in der Dämmerung bei dem Weibchen, brachte etwas Gutes zu essen und zu trinken mit, und unterhielt sich mit ihr bis zum Morgen, wo er aufstand, sich entfernte, und Bruder Puccio ins Bett zurückkehrte.

Der Ort, welchen sich Bruder Puccio zur Bußübung ausgewählt hatte, war neben der Kammer, wo die Dame schlief, und nur durch eine dünne Mauer von derselben geschieden. Als daher der Pater einmal mit der Dame zu hörbar scherzte, so schien es dem Bruder Puccio, als ob der ganze Fußboden des Hauses erzitterte. Nachdem er in diesem Augenblicke gerade hundert Paternoster beendigt hatte, machte er hier Punktum, und rief, ohne sich von der Stelle zu bewegen, seiner Frau zu: „Aber Weibchen, was hast du denn nur vor?“ Da sie sehr heiterer Natur war, und vielleicht gerade so eben den Gaul des heiligen Benedict oder Gilbert reiten mochte, so erwiederte sie: „Lieber Mann, ich arbeite nach Leibeskräften.“

„Du arbeitest?“ fragte Puccio. „Was willst du denn damit sagen?“

„Und du kannst noch fragen,“ versetzte sie, „was ich damit sagen will? Wie oft habe ich dich selbst äußern

hören: „Wenn man des Abends nicht satt ist, so muß man die ganze Nacht arbeiten.“

Bruder Puccio vermeinte jetzt, die Fasten seyen Schuld daran, daß sie nicht schlafen könne, und sich deßhalb so unruhig im Bett umherwälze. Er gab ihr also trotzig zur Antwort; „Ich habe dich ja doch schon oft gebeten, daß du nicht so strenge fasten sollst, aber du bist doch auf deinem Kopf bestanden; laß es doch jetzt gut seyn, und siehe, daß du schläfst. Du wirthschaftest ja wahrhaftig in dem Bette, daß die ganze Stube schüttert.“

„O laß dich doch das nicht kümmern,“ sagte sie; „denn ich weiß am besten, was ich thue. Wenn du dich nur gehörig anstrengst, an mir soll's nicht fehlen; ich will mir schon Mühe geben, mein Möglichstes zu thun.“

Durch diese Antwort völlig zur Ruhe gestellt, ging Bruder Puccio wieder an seine Paternoster. Jedoch die Dame und der Herr Pater ließen sich von dieser Nacht an in einem andern Theile des Hauses ein Bett aufschlagen, wo sie das Bußgeschäft des Bruder Puccio mit einander ausharrten, und wenn Don Felice fortging, begab sich das Weibchen nach ihrem Bette zurück, wo sich Bruder Puccio nach geendigter Buße auch einzustellen pflegte.

Während nun Bruder Puccio fortfuhr, seine Bußübungen zu verrichten, und seine Frau und Don Felice die größten Annehmlichkeiten zu schmecken, pflegte sie oft im Scherz zu diesem zu sagen: „Da läßt du nun den ehrlichen Puccio im Fegefeuer sitzen, indeß wir das Paradies genießen!“ Uebrigens stellte sie der Mönch im höchsten Grade zufrieden, so daß sie ganz an sein Futter gewöhnt wurde, und dieß um so mehr, da ihr Mann seit langer Zeit ihr nur die kärglichste Kost hatte zufließen lassen, so daß sie auch nach dem Ende der Bußzeit ihres Mannes Mittel fand, sich mit dem frommen Bruder zu

erlustiren; auf diese Art hatten sie denn eine lange Zeit hindurch ihr Vergnügen mit einander. Und so kam es denn dahin, damit die Schlußworte zu den Anfangsworten passen, daß der Bruder Puccio, indem er vermeinte, durch seine Bußübungen das Paradies gewonnen zu haben, dasselbe verlor, und dem Mönch in dasselbe hinein verhalf, der ihm den Weg gezeigt hatte, und so auch seiner Frau, welche schon längst einen großen Mangel an demjenigen gelitten hatte, was ihr der gutmüthige und spendable Pater in größter Fülle zukommen ließ.

V. Novelle.

Zima schenkt dem Herrn Francesco Vergellesi ein schönes Pferd für die Erlaubniß, mit seiner Frau sprechen zu dürfen. Da sie schweigt, so antwortet er selbst in ihrem Namen, und der Ausgang entspricht seiner Antwort.

Nachdem die Damen die Novelle des Pamphilo nicht ohne Lächeln angehört hatten, ersuchte jetzt die Königin Elisen, weiter mit dem Erzählen fortzufahren. Diese begann denn mit der scherzhaften Bissigkeit, welche nicht sowohl in ihrem sonstigen Wesen, als in einer bloßen Gewohnheit lag, folgendermaßen: Manche gescheidte Leute halten die Uebrigen für ganz dumm, und werden doch, indem sie Andere über den Löffel zu balbiren gedenken, am Ende selbst auf die allerschönste Manier hinter das Licht geführt. Deßwegen halte ich es für sehr unklug, ohne Noth die Geisteskräfte Anderer auf die Probe zu stellen. Da indeß vielleicht nicht Jeder meine Meinung

theilt, so will ich, unserer festgesetzten Ordnung zufolge, erzählen, was einstmals einem Cavalier in Pistoja begegnete.

Es wohnte nämlich in Pistoja ein Edelmann, aus dem Stamme der Vergelleſi, Namens Francesco, der große Reichthümer besaß, sehr viel Verstand hatte, aber dabei außerordentlich geizig war. Dieser sollte als Podesta nach Mailand gehen, und hatte sich zu diesem Zweck nach seinem Stande mit allem Nöthigen versehen. Es fehlte ihm weiter nichts mehr, als ein stattliches Roß. Da er nun keines fand, welches seinen Wünschen entsprach, so machte er sich darüber viele Sorgen. Es lebte nun zu gleicher Zeit damals ein Jüngling, mit Namen Ricciardo, der zwar von keiner hohen Abkunft, aber sehr reich war, und welcher sich immer so modisch trug, daß man ihn allgemein Zima (den Stutzer) nannte. Dieser hatte seit langer Zeit die Frau des Herrn Francesco, welche sehr schön und tugendhaft war, geliebt, und ihr ohne Erfolg den Hof gemacht. Nun besaß Zima eines der allerschönsten Pferde in ganz Toscana, welches er wegen seiner seltenen Vortrefflichkeit besonders werth hielt; und da es offenkundig war, daß er sich um die Frau des Herrn Francesco bemühte, so brachte ein guter Freund den Letzteren auf den Gedanken, daß ihm Zima aus Liebe zu der Dame wohl gar das Roß schenken würde.

Francesco, vom Geiz regiert, ließ Zima kommen, und fragte ihn, ob er ihm wohl sein Roß verkaufen würde, wobei er hoffte, Zima werde ihm jedenfalls mit demselben ein Präsent machen. Dem Zima behagte der Antrag, und so sagte er denn zu dem Cavalier: „O mein Herr, und wenn Ihr mir auch Euer ganzes Vermögen schenken wolltet, so wäre mein Pferd doch damit

noch nicht bezahlt; unentgeldlich jedoch will ich es Euch, wofern Ihr damit einverstanden seyd, unter der Bedingung überlassen, daß ich, bevor Ihr es in Empfang nehmt, erst mit Eurer Erlaubniß und in Eurem Beiseyn ein paar Worte mit Eurer Frau sprechen darf, und zwar so weit entfernt von allen Zuhörern, daß nur sie allein mich vernehmen kann. Der vom Geiz verblendete Cavalier antwortete, in der Hoffnung, den Zima übers Ohr zu hauen: „es sey ihm recht, zu welcher Zeit es ihm beliebe.“ Er führte ihn hierauf in den Saal seines Palastes, und ging in das Zimmer seiner Frau. Dieser sagte er, welche schöne Gelegenheit sich ihm im Augenblicke darbiete, eins der vortrefflichen Rosse leichtesten Kaufs an sich zu bringen, worauf er sie bat, einmal mit ihm zu kommen, um den Zima anzuhören, wobei sie sich aber hüthen solle, ihm auf Alles, was er sagen würde, nur eine Sylbe zu erwiedern.

Der Dame wollte die Sache nicht einleuchten; da sie jedoch dem Gebot ihres Gemahls nicht wohl widerstreben konnte, so ließ sie sich endlich bereit finden, und folgte ihrem Manne in den Saal, um zu vernehmen, was ihr Zima zu sagen hätte. Nachdem dieser mit dem Cavalier über die Bedingungen einig geworden, nahm er in einem Theile des Saales, wo Niemand in der Nähe war, mit der Dame Platz, und hob folgendermaßen an: „Liebenswürdigste Donna, ich zweifle keinesweges, daß Euer Scharfsinn längst entdeckte, zu welchem Grad der Liebe mich Eure Reize entzündet haben, welche ohne alle Vergleichung jegliche andere Schönheit übertreffen, die mein Auge nur je erschaute. Ich will schweigen von Eurem einnehmenden Betragen und Euren vorzüglichen Tugenden die das Herz des edelsten Mannes bezaubern müssen; und ich brauche Euch demnach nicht mit Worten zu betheuern,

daß meine Liebe um so heftiger und zärtlicher ist, als jede andere, ja noch länger dauern wird, als mein armes Leben diese Glieder aufrecht erhält. Wenn man jenseit des Grabes noch lieben kann, so wie hier, so werde ich Euch ewig verehren, und Ihr könnt versichert seyn, daß Ihr nichts in der Welt, sey es köstlich, oder gering, so unbedingt Euer Eigenthum nennen, und damit schalten und walten dürft nach Eurem Belieben, als mit mir und Allem, was ich habe. Um Euch einen deutlichen Beweis davon zu geben, versichere ich Euch, daß ich es für eine größere Gnade halten würde, wenn Ihr mir in einer Sache, die ich auszurichten vermöchte, und an der Euch etwas gelegen wäre, Eure Befehle ertheilen wolltet, als ob mir die ganze Welt auf den geringsten Wink zu Gebote stehen müßte. Da ich nun, wie Euch meine Worte zeigen, ganz Euer eigen bin, so habe ich wohl einiges Recht dazu, Euch eine Bitte ans Herz zu legen, von deren Gewährung meine Seelenruhe, meine Wohlfahrt und mein ganzes Glück abhängt.

Ich ersuche Euch nehmlich als Euer unterthänigster Diener, mein theuerstes Leben und einziger Trost meiner Seele, welcher nur auf Euch mit Hoffnung blickt, daß sich Eure Güte so weit erstrecken, und die mir bis jetzt gezeigte Strenge sich dahin mildern möge, daß Eure Schönheit, welche mich zur Liebe reizte, mir auch das Leben wiedergebe, das ich, wenn meine Bitten Euer hartes Herz nicht schmelzen, ganz gewiß verlieren werde. Ihr stündet dann als meine Mörderin da, und mein Untergang würde Euch nicht nur keine Ehre bringen, sondern Ihr würdet dann von Gewissensbissen gequält werden, und wenn Euch hier und da ein Mitleidsgefühl überraschte, so würdet Ihr denken: „Wie grausam war ich doch, daß ich mich meines Zima nicht erbarmte!“ Da indeß dieses Mitleid zu spät

kommen würde, so würde es Euern Schmerz nur noch verdoppeln. Um nun dem vorzubeugen, so nehmt Euch meine Worte zu Herzen, da Ihr mir noch helfen könnt, und erbarmt Euch meiner, ehe ich sterbe; denn in Eure Hand ist es gegeben, mich entweder zum glücklichsten, oder zum unglücklichsten Menschen von der Welt zu machen! Ich hoffe, Eure Güte wird Euch bewegen, es nicht zuzulassen, daß ich für so viele zärtliche Liebe den Tod empfange, sondern Ihr werdet mit einer freundlichen und erwünschten Antwort meine Lebensgeister wieder aufrichten, die jetzt vor Euerm Anblick zittern und verzagen."

Jetzt schwieg Zima, und stieß nur noch mit Thränen in den Augen einige tiefe Seufzer aus, der Antwort harrend, welche ihm die Dame ertheilen würde. Diese nun, welche bei seinen unablässigen Bewerbungen, seinen Waffenspielen, Morgenständchen und tausend andern Dingen, mit denen er ihr seine Liebe an den Tag legen wollte, kalt geblieben, wurde jetzt durch die zärtlichen Worte ihres feurigen Liebhabers auf einmal wunderbar bewegt, und gab sich ganz neuen, unbekannten Empfindungen hin; genug, sie fühlte in ihrem ganzen Umfang „die Allgewalt der Liebe." Und ob sie nun auch gleich, um dem Gebot ihres Mannes nachzukommen, zu allen diesen Worten stillschwieg, so sagte doch ein tiefer Seufzer dem Zima mehr, als ihm alle Redner der Welt hätten sagen können. Als nun Zima eine Zeitlang gewartet hatte, so wunderte er sich zuerst, daß von Seiten der Dame keine Antwort erfolgte; doch ahnte er sehr bald den Streich, den ihm der Cavalier gespielt hatte. Als er jedoch der Dame ins Gesicht sah, deren Augen ihn liebevoll anblickten, und den halb erstickten Seufzer bemerkte, welchen sie ihm nicht ganz hatte verbergen können, faßte er von Neuem einige Hoffnung, die ihn zu einem weiteren Ver-

suche anfeuerte. Er begann nehmlich im Namen der Dame, die ihm zuhörte, sich selbst folgende Antwort zu geben:

Mein Zima, ich bemerkte allerdings schon längst, daß du den höchsten Grad von Zuneigung gegen mich empfindest; deine Worte überzeugen mich davon aufs Neue, und ich muß sagen, daß sie mich sehr erfreuen. Erschien ich dir auch zuweilen hart, ja unbarmherzig, so dachte ich dabei in meinem Herzen wohl schwerlich dasselbe, was ich in meinem Gesichte zeigte. Ich liebte dich vielmehr glühender, als jeden Andern; wobei ich jedoch aus Rücksichten so handeln mußte, um mir meinen guten Ruf zu bewahren. Jetzt aber ist die Zeit gekommen, wo ich dir deutliche Beweise von meiner Liebe geben, und dich für deine bisherige zarte Aufmerksamkeit belohnen kann; sey denn also getrost und guter Dinge! denn Meister Francisco, dem du aus Liebe zu mir dein schönes Roß zum Präsent gemacht hast, reist bald als Podesta nach Mailand ab, und sobald er nur den Rücken wendet, das schwöre ich dir bei meiner Ehre und bei meiner aufrichtigen Liebe, die ich dir eingestehe, sollst du in wenigen Tagen bei mir seyn, und den verdienten Sold deiner Treue empfangen. Und damit ich nicht nöthig habe, dich noch einmal über diesen Punkt zu sprechen, so sage ich dir jetzt, sobald du eines Tages zwei ausgebreitete Handtücher am Fenster meines Schloßzimmers, das nach dem Garten hinaus geht, hängen siehst, so komm den Abend, wenn es dunkel ist, aber so vorsichtig, als möglich, damit dich Niemand bemerkt, durch die Thüre des Gartens zu mir herauf. Dann sollst du mich deiner harrend finden, und wir werden dann eine ganze Nacht mit einander selig seyn."

Als Zima im Namen der Dame also gesprochen

hatte, begann er wieder in seinem Namen zu reden, und antwortete: „Meine grenzenlos geliebte Dame, das Entzücken über Euere Antwort hat mich so außer mir selbst gesetzt, daß ich bei meiner Erwiederung vergebens nach den rechten Worten suche. Wenn ich die Empfindungen meines Herzens nach meinem Wunsche auszusprechen vermöchte, so würde kein Ziel weit genug seyn, um den vollen Ausdruck meines Dankes auch nur fern zu erreichen. Und so muß ich es denn Eurem eignen verständigen Ermessen anheimstellen, mein Worte zu ergänzen. Ich füge jetzt nur noch das Eine hinzu, daß ich unfehlbar nach Eurer Rede thun werde, und wenn ich mich dann vielleicht beruhigter fühle, so werde ich mich bemühen, Euch für das große Geschenk, welches Ihr mir machtet, nach allen Kräften meinen Dank zu beweisen. Für jetzt habe ich nichts weiter zu sagen; und so, verehrteste Dame, schenke Euch denn Gott seinen himmlischen Segen!"

Auf diese ganze Rede erwiederte die Dame nicht ein Wort. Zima erhob sich, und wandte sich zu dem Cavalier, der ihm lachend entgegentrat, und sagte: „Nun, was meinst du, habe ich dir nicht gut Wort gehalten?"

„Nein, gnädigster Herr," versetzte Zima, „Ihr habt mir versprochen, daß ich mich mit Eurer Gemahlin unterhalten sollte, und Ihr habt mich mit einem Marmorbilde sprechen lassen."

Diese Antwort war dem Ritter gerade recht; und wenn er schon zuvor eine gute Meinung von seiner Frau gehabt hatte, so bekam er jetzt noch eine bessere. „Genug, das Pferd, welches bisher dein war, gehört nun mir," sagte er zu Zima, worauf dieser antwortete: „Allerdings, Herr, so ist es; hätte ich aber denken können, daß die Vergünstigung, welche Ihr mir gestattetet, solche Früchte tragen würde, wie sie es gethan, so hätte ich, ohne

erst um dieselbe nachzusuchen, Euch lieber gleich das Pferd geschenkt. Ach, wollte doch nur der Himmel, daß ich das gethan hätte; denn jetzt habt ihr das Roß gekauft, ohne daß ich es verkauft habe! Der Cavalier lachte darüber, und reiste nun, da er ein Pferd hatte, einige Tage später nach Mailand ab, um dort seine Stelle als Podesta anzutreten.

Als nun die Dame im Hause ihre eigne Herrin war, so bedachte sie die Worte, die ihr Zima gesagt hatte, sie erinnerte sich an seine Liebe zu ihr, wie auch an das Roß, das er ihretwegen verschenkt hatte. Da er nun öfters vor ihrem Fenster vorbeiging, so dachte sie oft bei sich selbst: „Was thue ich hier? Warum lasse ich doch meine schöne Jugendzeit so ungenützt vorbeigehen? Mein Mann ist fort nach Mailand, und bleibt ganze sechs Monate aus; und wann wird er mir diese wieder einbringen? Wenn ich in die Jahre komme, wo werde ich dann wieder einen solchen Liebhaber wie diesen Zima finden? Ich stehe für mich allein, und brauche mich vor Niemand zu fürchten. Warum sollte ich mich der Gelegenheit nicht bedienen, da sie vorhanden ist? Sie möchte sich vielleicht nicht sobald wieder einstellen. Keine Menschenseele erfährt etwas davon, und gesetzt auch, daß es herauskäme, so ist es doch besser, zu schmecken, und sich dafür büßend hinzustrecken, als nicht zu genießen, und sich's lassen verdrießen."

Als sie nun das Alles wohl bei sich bedacht hatte, beschloß sie eines Tages, die beiden bedeutungsvollen Tücher an ihren Fenstern erscheinen zu lassen. Zima war vor Freude außer sich, als er sie erblickte, eilte des Abends so still als möglich nach der Gartenthür, welche er offen fand, darauf durch den Garten, und dann in den Palast hinein, woselbst die Dame seiner bereits harrte, und ihn

freudig bewillkommnete. Wie sie darnach Arm in Arm die Treppe hinan flogen, und was dann weiter vorfiel, davon würden wahrscheinlich sie besser, als ich, das Nähere erzählen können. Genug, sie benützten nicht bloß die Zeit während der Abwesenheit des Podesta, sondern fanden auch nach seiner Wiederkehr Mittel und Wege, den Zima wegen des verlorenen Gauls zu entschuldigen.

VI. Novelle.

Ricciardo Minutolo liebt die Frau des Filippello Fighinolfi. Weil er merkt, daß sie eifersüchtig ist, so macht er sie glauben, Filippello werde am nächsten Tage mit seiner Gattin in einer Badstube seyn, und beredet sie, sich dort einzufinden; während sie nun vermeint, mit ihrem Manne zusammen zu seyn, ergibt es sich, daß Ricciardo bei ihr war.

Nachdem Elise ihre Erzählung beendigt hatte, bewunderte man den Scharfsinn des Zima, worauf die Königin Fiametten winkte, weiter fortzufahren.

„Sehr gern," versetzte diese, leiste ich meiner Pflicht Genüge. Wir wollen uns jedoch jetzt nun auch einmal ein wenig außerhalb unserer Stadtmauern umsehen, ob diese gleich selbst Beispiele jeder Art in Menge darbieten. Doch auch auswärts geschehen gleiche Dinge, wie uns Elise bereits gezeigt hat. Laßt uns also unsern Blick jetzt einmal nach Neapel lenken, und hören, wie eine von den Betschwestern, die so spröde gegen die Liebe thun, durch

die Verschlagenheit ihres Liebhabers dahin vermocht wurde, die Früchte der Liebe noch eher zu schmecken, als sie die Blüthen derselben kennen gelernt hatte. Meine Erzählung wird Euch zugleich für mögliche zukünftige Fälle Vorsicht lehren, und Euch durch das bereits Geschehene ergötzen.

In der guten alten Stadt Neapel, die wohl vor allen andern den Preis der Schönheit verdient, lebte einstmals ein junger Mann von sehr edler Abkunft und zugleich von großem Reichthum, Namens Ricciardo Minutolo. Obgleich dieser nun selbst eine höchst reizende und liebenswürdige Frau hatte, so verliebte er sich dennoch in eine Andere, welche nach der allgemeinen Meinung alle übrigen Frauen in Neapel an Schönheit bei weitem übertraf. Sie hieß Catella, und war die Frau eines jungen Edelmannes, mit Namen Filippello Fighinolfi, den sie über Alles in der Welt hochschätzte. Da nun Ricciardo Minutolo diese Catella liebte, und Alles aufbot, um sich in ihre Gunst zu setzen, trotz dem aber nicht zu dem erwünschten Ziele gelangen konnte, gerieth er fast in Verzweiflung, und wußte, da es ihm an Geschick und Kraft gebrach, sich dieser Leidenschaft zu entschlagen, weder zu sterben, noch auch freute es ihn, weiter fortzuleben.

Während er sich nun in dieser Gemüthsstimmung befand, geschah es, daß ihm einstmals mehrere Damen von seiner Verwandtschaft zuredeten, und ihn ermahnten, seine Neigung aufzugeben, weil er sich ja doch nur vergebliche Mühe mache; denn Catella kenne kein Glück in der Welt, als ihren Mann, auf den sie so eifersüchtig sey, daß sie fürchte, jeder Vogel in der Luft würde mit ihm davonfliegen. Sobald als Ricciardo das Wort Eifersucht hörte, entwarf er sogleich in Betreff seiner Wünsche einen neuen Plan. Er stellte sich nehmlich jetzt, als ob

er die Liebe zu Catella aufgäbe und sein Herz einer andern Edeldame geschenkt hätte, welcher zu Ehren er denn auch Waffenübungen und Turniere und alles Andere anstellte, was er sonst der Catella zu Liebe gethan hatte. Es dauerte gar nicht lange, so glaubte ganz Neapel und Catella selbst, daß er diese vergessen, und sich seiner neuen Liebschaft dahingegeben hätte; kurz er spielte seine Rolle so gut und so lange, bis endlich Catella ihren harten Sinn erweichte, und ihn beim Vorübergehen mit nachbarlicher Freundlichkeit grüßte, wie jeden Andern.

Nun traf es sich einstmals, während der heißen Jahreszeit, wo sich die Neapolitaner in kleinen Gesellschaften nach der Seeküste begeben, und daselbst zu Mittag oder Abend essen, daß Ricciardo, welcher wußte, daß Catella mit einer Gesellschaft dahin gegangen war, sich gleichfalls mit einigen Freunden und Freundinnen dorthin wandte, und von den andern Damen ersucht wurde, sich ihnen beizugesellen. Anfangs ließ er sich ein wenig bitten, und that so, als ob er keine Neigung fühlte, lange zu verweilen. Darauf begannen die Damen mit ihm über seine neue Liebschaft ihren Scherz zu treiben, und da er sich so stellte, als ob es ihm mit derselben völliger Ernst wäre, so gab dieß Anlaß, die Unterhaltung weiter auszudehnen. Als sich endlich, wie es bei dergleichen Lustparthieen zu geschehen pflegt, die Damen dahin und dorthin zerstreuten, und Catella mit etlichen Wenigen zurückblieb, ließ er gegen sie ein Wort von einer gewissen Liebschaft ihres Mannes Filippello fallen, welches augenblicklich ihre Eifersucht erweckte, und sie im höchsten Grade neugierig machte, was ihr Ricciardo wohl Weiteres zu sagen haben möchte. Sie that sich zwar anfangs Zwang an, aber endlich konnte sie sich nicht län-

ger halten, und beschwor ihn bei der Liebe zu der Dame, die ihm am theuersten wäre, sich deutlicher über das zu erklären, was er von Filippello gesagt hätte.

„Ihr beschwört mich," versetzte Ricciardo, „bei einem so theuern Gegenstande, daß ich Euerem Wunsche zu willfahren nicht umhin kann. Ich will Euch also die Sache entdecken, jedoch mit der Bedingung, daß Ihr weder Eurem Gemahl, noch sonst irgend Jemand eine Sylbe davon eher offenbart, bis Ihr Euch selbst von der Wahrheit meiner Mittheilung völlig überzeugt habt; und dazu kann ich Euch, wofern Euch daran etwas liegt, Gelegenheit verschaffen.

Die Dame war mit dieser Bedingung völlig einverstanden, schenkte seinen Worten Vertrauen, und gelobte ihm das strengste Schweigen. Worauf er mit ihr ein wenig auf die Seite ging und zu ihr unter vier Augen also sprach: Madonna, wenn ich Euch noch so liebte, wie ich Euch früher geliebt habe, so würde ich mich nicht unterstehen, Euch eine unangenehme Mittheilung zu machen. Indeß, da jene flüchtige Leidenschaft ihren historischen Gang genommen hat, so rede ich jetzt gegen Euch ganz frei von der Leber weg. Ich weiß nicht, ob mir Filippello meine Liebe zu Euch jemals übel genommen, oder gar in dem Wahne gestanden hat, daß Ihr mir Eure Gegenliebe schenktet; wenigstens hat er sich gegen mich nie etwas davon merken lassen. Jetzt aber hält er es vielleicht für die rechte Zeit, um mir, wie er meint, Gleiches mit Gleichem zu vergelten; nämlich er sucht meine Frau zu Gunstbezeugungen zu bewegen. Vor nicht langer Zeit sendete er heimlich Botschaften an sie, die ich alle wieder von meiner Frau erfahren habe, und sie hat ihm auch solche Antworten geschickt, wie ich sie ihr in den Mund gelegt habe. Aber diesen Morgen erst, ehe ich ausging,

fand ich wieder eine Unterhändlerin bei meiner Frau. Ich erkannte den Vogel an den Federn, rief also meiner Frau, und fragte, was das Weib wollte. „Das ist wieder die Plagerei von dem Filippello", sagte sie, „den du mir mit deinem Antwortmachen und Hoffnunggeben auf den Hals geladen hast; jetzt will er nun durchaus wissen, was ich zu thun gedenke, und läßt mich bitten, mich zu einer geheimen Zusammenkunft mit ihm zu verstehen, zu welcher er mir eine gewisse Badstube hier in der Stadt vorgeschlagen hat. Wenn du mich nicht, ich weiß nicht warum, dazu gebracht hättest, mich mit ihm in solche Unterhandlungen einzulassen, so hätte ich ihn mir schon längst auf eine thunliche Weise vom Halse geschafft, daß er sich gewiß nicht weiter um mich bekümmert hätte". Das schien mir denn doch etwas zu weit zu gehen, und unerträglich zu seyn, und ich beschloß daher, es Euch zu sagen, um Euch zu zeigen, wie Euch Eure große Treue belohnt wird, durch die ich früher an den Rand des Grabes gebracht wurde. Und damit Ihr nicht Alles für leere Worte und Fabeln haltet, sondern, wenn Ihr dazu Lust habt, mit Augen sehen und mit Händen greifen könnt, so hieß ich meiner Frau der Bötin, welche auf sie wartete, zur Antwort zu geben, sie sey bereit, morgen um die Mittagsstunde, wenn Alles schliefe, ins Bad zu kommen, mit welchem Bescheid sich das Weib sehr vergnügt entfernte. Ihr könnt Euch leicht einbilden, daß ich ihm meine Frau nicht hinschicken werde; wenn ich aber an Eurer Stelle wäre, so würde ich es so einrichten, daß er mich statt derjenigen träfe, die er dort zu finden glaubte, und nachdem ich so lange mit ihm zusammen gewesen wäre, daß ich hinlängliche Beweise in den Händen hätte, so würde ich mich entdecken, und ihm verdientermaßen den Text lesen. Dadurch, glaube ich, würde ihm Schaam eingeflößt, und das Unrecht,

welches er Euch und mir zufügen will, auf einmal gerächt werden."

Als Catella dieß hörte, schenkte sie ihm, ohne Rücksicht auf die Person dessen, der ihr diese Mittheilungen machte, und auf dessen List, nach Art der Eifersüchtigen, sogleich Glauben, und setzte damit gewisse Ereignisse, welche früher vorgefallen waren, in Verbindung. Und so antwortete sie denn, von plötzlichem Zorn überwältigt, das werde sie gewiß thun, weil es ganz leicht sey, und wenn ihr Mann erschiene, so wollte sie ihm dermaßen heruntermachen, daß er daran denken sollte, so oft ihm wieder das Gelüst nach einem Frauenzimmer in den Kopf käme. Ricciardo war damit sehr zufrieden, und in der besten Aussicht, daß ihm sein Plan trefflich gelingen werde, bestärkte er sie noch mit vielen andern Worten in ihrem Vorhaben, und empfahl ihr zugleich aufs Nachdrücklichste, sich gegen Niemand ein Wort davon verlauten zu lassen, daß sie es von ihm erfahren habe, was sie ihm auch heilig angelobte.

Am nächsten Morgen ging Ricciardo zu der Frau, das die Bäder hielt, die er der Catella bezeichnet hatte, entdeckte ihr seine Absicht, und bat sie, ihm dabei behülflich zu seyn. Da sie ihm Verbindlichkeiten schuldig war, so verstand sie sich dazu, und redete mit ihm Alles ab, was sie dabei zu thun und zu sagen hatte. Es gab im Badhause ein dunkles Zimmer ohne Fenster, das die gute Frau nach Ricciardo's Anweisung zurecht machte, und wohin sie ein Bett stellte, in welches sich Ricciardo nach dem Essen legte, um die Dame zu erwarten. Diese war, nachdem sie Ricciardo's Worte gehört, und ihnen mehr Glauben, als sie verdienten, beigemessen, voll Verdruß nach Hause zurückgekehrt, wo Filippello, der zufällig in andere Gedanken vertieft war, bei seiner Heim-

kehr nicht die Zärtlichkeit bewies, die sie an ihm gewohnt war. Als sie das bemerkte, wurde ihr Verdacht noch erhöht, und sie sprach zu sich selbst: „Der denkt jetzt gewiß nur an seine Liebschaft, und wie er sich's morgen mit ihr wohl seyn lassen will; aber es soll ihm damit nicht gelingen." Mit solchen Gedanken und mit dem Entwurfe der Strafpredigt, die sie ihm nach seiner Zurückkunft halten wollte, beschäftigte sie sich beinahe die ganze Nacht.

Kaum war nun die Mittagsstunde herangekommen, so rief Catella ihre Dienerin, und ging, ohne ihren Plan zu ändern, in das Bad, nach welchem sie Ricciardo beschieden hatte, und fragte die Badwirthin, ob Filippello heute dagewesen wäre. — „Seyd Ihr vielleicht die Dame," versetzte die Frau, „welche herkommen soll, um ihn zu sprechen?" „Allerdings, die bin ich," erwiederte Catella. „Nun," sagte die Frau weiter, „so geht nur zu ihm hinein!"

Catella, welche den suchte, welchen sie lieber nicht zu finden wünschte, ließ sich in die Kammer geleiten, wo sich Ricciardo befand, trat verschleiert zu im hinein, und schloß die Thüre. Ricciardo flog ihr entzückt entgegen, und flüsterte ihr leise zu: „O meine Geliebte, sey mir tausendmal willkommen!"

Catella erwiederte seine Umarmung, um sich nicht zu verrathen, und da sie beide ihre guten Gründe hatten, sich gegenseitig nicht zu erkennen zu geben, so erfolgte jetzt zwischen ihnen eine stumme Scene, welche darum, wenigstens von der einen Seite, nicht weniger zärtlich war, und eine geraume Zeit dauerte. Als es jedoch Catella Zeit zu seyn schien, ihrem Grolle Luft zu machen, hob sie heftig folgendermaßen an: „Wie so traurig ist doch das Schicksal der armen Weiber, und wie schlecht wird ihnen von so manchen Männern ihre treue Anhäng-

lichkeit vergolten! Ich Unglückliche! Acht Jahre sind es nun schon, daß ich dich liebe, wie mein Leben, und du Bösewicht, du elender Mensch schmachtest jetzt, wie mir zu Ohren gekommen ist, nach einem andern Frauenzimmer! Bei wem glaubst du denn jetzt gewesen zu seyn? Ich sage dir, bei einem Weibe warst du, das du durch falsche Liebkosungen getäuscht hast, indem du Liebe gegen sie heucheltest, und doch eine Andere liebtest! Ich bin Catella, und nicht Ricciardo's Frau, du Falscher, du Ungetreuer! Kennst du wohl meine Stimme? Ich bin es selbst, und jeder Augenblick wird mir zu einem Jahre, bis ich dich entlarven, und dich ins Angesicht hinein beschämen kann, du verworfener Bube! Ach ich armes, unglückliches Weib! An wen habe ich so lange Zeit hindurch meine Liebe verschwendet? An einen treulosen Mann, welcher mich, in dem Wahne, ein fremdes Weib zu umarmen, in wenigen Minuten mit mehr Liebkosungen überhäufte, als die ganze Zeit über, wo ich die Seinige gewesen bin! Welche Zärtlichkeit beseelt dich heute, du Meineidiger, da du doch zu Hause einem Schneemann gleichst? Aber Gott sey dafür Dank, daß du heute keinen fremden Acker, sondern deinen eigenen gepflügt hast. Was Wunder, daß du mir gestern so kalt auswichest; deine Zärtlichkeit wollte sich ganz wo anders ergießen. Aber Dank sey dem Himmel und meiner Klugheit, daß ich sie in ihr gehöriges Bett zu leiten wußte! Warum erwiederst du mir keine Sylbe, du elender Schuft? Warum verstummst du vor meiner Rede? Ich sehe eigentlich gar nicht ein, was mich abhält, dir augenblicklich die Augen auszukratzen! Du dachtest, mir diesen Streich heimlich zu spielen, aber andere Leute haben, Gott sey Dank, auch noch Augen, und so ist es dir nicht damit gelungen! Ich hatte bessere Hunde auf der Fährte, als du dir einbilden mochtest!"

Ricciardo lachte innerlich über diese Worte, und küßte und umarmte sie immerfort, ohne ein Wort zu sprechen, ja, er wurde gegen sie noch weit zärtlicher, als zuvor. Catella aber fuhr fort: „Wenn du etwa vermeinst, mich mit diesen deinen Liebkosungen zu beschwichtigen, so irrst du dich sehr! Ich sage dir, du bist mir von nun an in tiefster Seele verhaßt, und ich werde nicht eher ruhen, als bis ich dich vor allen deinen Freunden und Verwandten zu Schanden gemacht habe! Bin ich denn nicht etwa eben so schön, wie die Frau des Ricciardo? Bin ich nicht von eben so gutem Adel, wie sie? Warum antwortest du mir nicht, du ehrvergessener Mann? Was hat sie vor mir für einen Vorzug? Packe dich auf der Stelle fort, und rühre mich nicht mehr an! Du hast für heute genug Waffenproben abgelegt. Ich bin ja doch nun, da du mich erkannt hast, zu gut überzeugt, daß du dir Gewalt anthun müßtest, mit mir noch etwas Weiteres anzufangen. Aber so wahr mir Gott helfe, ich werde dich noch nach mir hungern lassen! Ich sehe auch nicht ein, was mich hindert, mich an Ricciardo zu wenden, der mich mehr geliebt hat, als sich selbst, und sich nicht rühmen kann, daß ich ihn nur ein einzigesmal angesehen habe; und ich wüßte doch nicht, ob es so unrecht wäre, wenn ich es thäte. Du hast vermuthet, seine Frau hier zu finden, und das ist so gut, als ob es wirklich der Fall gewesen wäre; denn an dir hat es nicht gefehlt, und demnach könntest du mir keinen Vorwurf machen, wenn ich ihn dazu benützte, mich an dir zu rächen."

Genug, ihre Vorwürfe wollten gar kein Ende nehmen, daher Ricciardo bedachte, was vielleicht für ein großes Unheil daraus entstehen könnte, wenn er sie in dieser Meinung von sich ließe; und demnach beschloß er, sich ihr zu entdecken, und sie aus ihrem Irrthum zu reißen. Nach-

dem er sie also wieder umfaßt hatte, und fest umschlungen hielt, so daß sie sich nicht mehr von ihm losmachen konnte, hob er an: „O zürnt doch nicht so sehr, mein theures Leben; was ich durch Liebe allein nicht zu gewinnen vermochte, das hat List, mit Liebe gepaart, mich gewinnen lassen; ich bin Euer Ricciardo!“ Als Catella dieß hörte, und ihn an der Stimme erkannte, wollte sie sogleich aus dem Bette springen, doch gelang es ihr nicht, sich aus seinen Armen zu befreien. Jetzt drohte sie, zu schreien, aber Ricciardo hielt ihr mit der Hand den Mund zu, und sagte: „Madonna, es ist jetzt nicht mehr möglich, die geschehenen Dinge zu ändern, und wenn Ihr auch Euer ganzes Leben durchschreien wolltet. Schreit Ihr aber dennoch, so hat dieß augenblicklich und unfehlbar zwei Folgen, von denen Euch besonders die Eine wichtig seyn muß: daß Ihr nämlich die Ehre und den guten Ruf auf das Spiel setzt. Denn wenn Ihr auch vorgeben wolltet, daß ich Euch mit List hieher verlockt hätte, so würde ich Euch Lügen strafen, und entgegnen, Ihr hättet Euch durch Geschenke zu diesem Schritt bestimmen lassen, und weil diese Euere Erwartungen nicht genügten, so machtet Ihr deßhalb ein so großes Aufhebens und Geschrei. Es wird Euch nicht unbekannt seyn, daß die Welt lieber das Böse glaubt, als das Gute; demnach dürfte man mir jedenfalls weit mehr Glauben schenken, als Euch. Außerdem würde dann zwischen mir und Eurem Manne eine Todfeindschaft entstehen; die Sache könnte sogar so weit kommen, daß er mich ermorden würde, was doch wohl schwerlich in dem Bereich Eurer Wünsche liegt. Mein theures Herz, stürzt Euch demnach nicht in Verdruß und Schande, und stiftet nicht Mord und Todtschlag zwischen mir und Eurem Gemahl! Ihr seyd nicht die Erste, und werdet auch wohl nicht die Letzte seyn, die sich anführen ließ, und ich habe

Euch erst noch nicht einmal betrogen, um Euch das Eurige zu rauben, sondern es bewog mich allein die grenzenlose Liebe, die ich für Euch stets empfand und ewig fortempfinden werde. Denn wiewohl schon seit gar langer Zeit ich und Alles, was mir gehört und was ich gelte und vermag, Euch zugehört und Eurem Dienste geweiht ist, so wird dieß doch künftig noch mehr als bisher der Fall seyn! Ihr benehmt ja Euch doch sonst in allen Dingen klug; insofern hoffe ich, daß Ihr Euch auch in dieser Sache verständig betragen werdet."

Catella brach bei diesen Worten Ricciardo's in einen Strom von Thränen aus; doch trotz ihrer Betrübniß konnte sie sich nicht verhehlen, daß Ricciardo das Recht auf seiner Seite hatte. Daher sie ihm mit etwas milderem Tone erwiederte: „Ich weiß in der That nicht, Ricciardo, wie ich es vor dem Himmel verantworten soll, daß ich die Beschimpfung ertrage, welche du mir zugefügt hast. Sey ganz unbesorgt, ich will nicht schreien, da ich mich durch meine Thorheit und Eifersucht habe verleiten lassen, mich hieher zu begeben; aber das schwöre ich dir, daß ich nicht eher ruhen werde, bis ich mich auf die eine oder die andere Art wegen deiner Beleidigung räche. Darum laß mich los, und halte mich nicht länger auf! Du hast deine Absicht jetzt erreicht und mir übel genug mitgespielt. Deßhalb bitte ich dich nochmals, laß mich los!"

Ricciardo sah aus ihren Worten, daß sich ihr Zorn noch immer nicht ganz gelegt hatte, wollte sie aber durchaus nicht eher fortlassen, als bis sie ihm völlige Verzeihung gewährt hätte. Deßhalb fing er von Neuem an, sie mit den liebreichsten Worten zu besänftigen, und setzte ihr so lange zu, bis sie endlich mit ihm Frieden schloß. Als sie sich nun mit einander ausgesöhnt hatten, blieben

sie noch eine lange Weile heiter und vergnügt beisammen. Der Prediger Salomo sagt: die verstohlenen Wasser sind die süßesten, und dieser Spruch mochte wohl der Dame einleuchten; denn von Stund an verwandelte sich ihre vorherige Hartherzigkeit gegen Ricciardo in die zärtlichste Leidenschaft, die sie mit Vorsicht von beiden Seiten öfters zu befriedigen wußten, welches Glück uns Allen der gütige Himmel auch gewähren möge.

VII. Novelle.

Tebaldo entzweit sich mit seiner Geliebten, und verläßt Florenz. Nach einiger Zeit kommt er als Pilger verkleidet zurück, spricht mit der Dame, überführt sie von ihrem Irrthum, befreit ihren Mann vom Tode, der ihm bevorstand, weil ihm bewiesen war, daß er den Tebaldo umgebracht habe, versöhnt ihn dann mit seinen Brüdern, und führt darauf vorsichtig mit seiner Geliebten ein vergnügtes Leben.

Fiametta schwieg; Alle lobten sie. Worauf die Königin, um keine Zeit zu verlieren, Emilien gebot, weiter zu erzählen, welche folgendermaßen anhob: Mir scheint es jetzt gut, wieder einmal zu unserer Vaterstadt zurückzukehren, von welcher sich meine beiden Vorgängerinnen entfernt haben. Ich will Euch nehmlich mittheilen, wie es einem von unsern Mitbürgern gelang, die verlorne Gunst seiner Geliebten wiederzugewinnen.

Es lebte einstmals in Florenz ein junger Edelmann, mit Namen Tebaldo, aus dem Geschlecht der Esilei,

welcher eine Donna, Namens Ermelina, liebte (die einen gewissen Aldobrandino Palermini zum Manne hatte), der allerdigs wegen seines musterhaften Betragens würdig war, bei ihr an das Ziel seiner Wünsche zu gelangen. Jedoch das Schicksal mißgönnte ihm sein Glück. Denn die Dame, welche eine Zeitlang seiner Neigung entgegengekommen war, faßte plötzlich, gleichviel aus welchem Grunde, einen solchen Widerwillen gegen ihn, daß sie den Umgang mit ihm kurz abbrach, und auch keine Botschaft von ihm mehr annahm. Er durfte ihr gar nicht vor die Augen kommen, und das betrübte ihn denn in tiefster Seele. Indeß hatte er seine Liebschaft so geheim gehalten, daß Niemand die Quelle seiner Melancholie vermuthen konnte. Nachdem er sich nun alle nur ersinnliche Mühe gegeben, die Gunst seiner Dame wiederzuerlangen, die er ohne seine Schuld verloren zu haben glaubte, wobei jedoch alle seine Versuche scheiterten, beschloß er, in die weite Welt hinaus zu gehen, um derjenigen, die ihn unglücklich machte, nicht die Freude zu gönnen, mitanzusehen, wie er sich in Gram verzehrte. Er nahm daher so viel Geld mit sich, als er in der Eile zusammenbringen konnte, und wanderte, ohne seinen Freunden (außer Einem, dem er völlig vertraute) Lebewohl zu sagen, nach Ancona, wo er sich, unter dem angenommenen Namen Filippo von Sandoleccio, mit einem dortigen reichen Kaufmann einigte, bei dem er sich als Diener verdung, und mit ihm nach Cypern fuhr. Sein ganzes Betragen gefiel dem Kaufmann so wohl, daß er ihm nicht allein einen höchst anständigen Gehalt gab, sondern ihm auch einen Antheil an seinen Geschäften gestattete. Er vertraute ihm seine wichtigsten Unternehmungen an, die er auch so glücklich betrieb, daß er nach etlichen Jahren ein beliebter, reicher und angesehener Kaufmann ward.

Zwar gedachte er noch oft mitten im Drang der Geschäfte seiner hartherzigen Geliebten, und fühlte die lebhafteste Sehnsucht, sie wiederzusehen. Indeß hielt er sich so standhaft, daß er sieben Jahre hindurch in dem Kampfe mit seiner Leidenschaft den Sieg davontrug.

Als es aber eines Tages der Zufall fügte, daß er in Cypern ein Lied singen hörte, welches er früher einmal gedichtet hatte, worin die Liebe zu seiner Dame und ihre gegenseitigen Freuden geschildert waren, da däuchte es ihm unmöglich, daß sie ihn vergessen haben sollte, und er entglühte plötzlich von einem solchen Verlangen, sie wiederzusehen, daß er es nicht mehr aushalten konnte, und den Entschluß faßte, nach Florenz zurückzukehren. Er brachte demnach alle seine Angelegenheiten in Ordnung, und reiste in Begleitung eines einzigen Dieners nach Ancona, schickte seine Effekten nach Florenz an einen Freund seines Anconitaner Gefährten, zog aber selbst heimlich in der Tracht eines vom heiligen Grabe zurückkehrenden Pilgers mit seinem Diener dieselbe Straße. — Als sie nun in Florenz angelangt waren, stieg er in einem Gasthofe ab, welcher zwei Brüdern gehörte, und in der Nähe des Hauses war, wo seine Dame wohnte. Sein erster Weg ging jetzt nach ihrer Wohnung, wo er sie anzutreffen und zu sprechen gedachte. Doch fand er Thüren und Fenster verschlossen, weßhalb er besorgte, sie möchte ausgezogen oder am Ende gar gestorben seyn. Ganz tiefsinnig wandte er sich jetzt nach dem Hause seiner Brüder, und fand sie daselbst alle vier in Trauerkleidern vor der Thüre sitzen. Indem er nun gewiß voraussetzen durfte, daß man ihn in seiner veränderten Tracht und Gestalt so leicht nicht für denjenigen wiedererkennen würde, der er vor seiner Abreise war, näherte er sich ganz unbefangen einem Schuster in der Nachbarschaft, und fragte

ihn, weßhalb diese Herren in Trauerkleidung wären. Der Schuhmacher erwiederte: „Sie trauern deßhalb, weil vor etwa vierzehn Tagen einer von ihren Brüdern, Namens Tebaldo, der seit längerer Zeit im Ausland war, erschlagen worden ist. Man sagt, daß ein gewisser Aldobrandini Palermini, den man auch deßhalb festgenommen, ihn ermordet habe, weil Tebaldo in seine Frau verliebt gewesen, und insgeheim zurückgekehrt war, um sie besuchen zu können."

Tebaldo verwunderte sich höchlichst darüber, daß ihm Jemand so ähnlich seyn sollte, um für ihn selbst gehalten zu werden, und bedauerte Aldobrandino's Unglück. Da er jedoch zugleich erfuhr, daß die Dame lebe, und gesund sey, so kehrte er Abends wieder in den Gasthof zurück, und nachdem er mit seinem Diener zu Nacht gegessen hatte, wurde ihm in dem obersten Stockwerk des Hauses ein Schlafgemach angewiesen. Jedoch die Gedanken, welche er sich machte, das schlechte Bett, und vielleicht auch das spärliche Essen, welches er genossen, ließen ihn nicht schlafen. Als er demnach um Mitternacht noch wachte, glaubte er von dem Dache her Leute in das Haus hereinsteigen zu hören, und ward durch eine Ritze in der Kammerthür ein Licht gewahr. Leise schlich er sich nach der Spalte, um zu sehen, was vorginge. Da sah er denn ein schönes junges Mädchen das Licht halten, um drei Männern zu leuchten, die von oben herunterkämen, und nachdem sie einander freundschaftlichen Gruß entboten hatten, sagte Einer von den Männern zu dem Frauenzimmer: „Gottlob, jetzt können wir ruhig seyn, da wir nun wissen, daß der Mord des Tebaldo Efilei von den Brüdern desselben bewiesen, und daß Aldobrandino Palermini das Verbrechen eingestanden hat, und ihm auch sein Urtheil bereits gesprochen ist. Wir müssen in-

deß noch immer reinen Mund halten; denn wenn es an den Tag käme, daß wir die Thäter gewesen sind, so hätten wir das Nehmliche zu erwarten, was jetzt dem Aldobrandino bevorsteht." — Nach diesen Worten, über welche das Mädchen sich sehr erfreut bezeigte, gingen sie hinunter, und legten sich zu Bette.

Tebaldo aber wurde bei ihrer Unterredung darauf aufmerksam gemacht, wie sehr und auf wie viele Arten sich die Menschen irren können. Erst dachte er daran, wie seine Brüder einen Fremden statt seiner beweint und beklagt hätten; dann, wie sie aus falschem Verdacht einen Unschuldigen angeklagt und durch falsches Zeugniß seinen Tod herbeigeführt hätten. Endlich dachte er an die blinde Strenge der Gesetze und ihrer Handhaber, die oft unter dem Vorwande, die Wahrheit ans Licht zu bringen, auf eine grausame Weise ein unwahres Geständniß erzwingen, und sich Diener Gottes und der Gerechtigkeit nennen, da sie doch vielmehr Werkzeuge der Ungerechtigkeit und des Teufels Schergen sind. Zuletzt aber sann er auf Mittel, wie er den Aldobrandino retten könne, und beschloß, was er zu diesem Ende unternehmen wolle.

Als er nun am nächsten Morgen aufgestanden war, ließ er seinen Diener im Hause zurück, und ging, sobald er glaubte, daß es die rechte Zeit seyn möchte, allein nach der Wohnung seiner Geliebten. Von ungefähr fand er die Thüre offen, und wie er eintrat, sah er in einem Vorsaal im Erdgeschoß die Dame auf dem Boden sitzend und in Thränen schwimmend. Fast hätte er selbst vor Mitleid geweint; er trat aber zu ihr, und sagte: „Madonna, grämt Euch nicht so sehr! Der Trost ist nahe!" Da die Dame diese Worte hörte, erhob sie das Gesicht, und sagte weinend: „Welchen Trost kannst du mir in meiner betrübten Lage, und zumal als ein fremder Pilger,

prophezeihen?" — „Madonna", versetzte der Pilger, „ich bin so eben von Constantinopel angelangt, und der Himmel hat mich Euch zugesandt, um Eure Thränen in Freude umzuwandeln, und Euren Gemahl aus der Todesgefahr zu erlösen." — „Wie so?" erwiederte sie. „Wenn du geradenwegs von Constantinopel kommst, und erst in diesem Augenblicke angelangt bist, wie kannst du denn dann wissen, wer ich bin, und wer mein Mann ist?" — Darauf begann denn nun der Pilger, ihr die ganze Geschichte von Aldobrandino's Unfällen ausführlich zu erzählen, und sagte ihr auch ihren eigenen Namen, wie lange sie vermählt sey, und so noch eine Menge anderer ihr wohlbekannter Dinge, welche sie betrafen. Sie erstaunte darüber im höchsten Grade, und hielt ihn für eine Art von Propheten, weßhalb sie vor ihm auf die Kniee sank, und ihn um Gotteswillen bat, schleunigst ihren Mann zu retten, weil es die höchste Zeit wäre. Der Pilger stellte sich außerordentlich fromm, und sagte: „Madonna, stehet auf, und weinet nicht! Merkt vielmehr auf das, was ich Euch verkünden werde. Doch hüthet Euch wohl, Euch gegen Jemand das Geringste davon verlauten zu lassen. Gott hat mir offenbart, daß die Euch auferlegte Prüfung die Folge einer Sünde sey, die Ihr einst begangen habt, und daß Ihr sie zum Theil durch Euern gegenwärtigen Kummer büßen müßtet; und es ist sein Wille, daß Ihr sie in Zukunft völlig wieder gut machen müßt, wenn Ihr nicht in eine noch weit schwerer Prüfung verfallen wollt." — „Ach, lieber Herr", erwiederte die Dame, „ich habe in meinem Leben schon so manche Sünde begangen, und ich weiß nicht, welche es vorzugsweise ist, von der Gott verlangt, daß ich sie abbüßen soll. Nennt mir sie daher, wenn Ihr sie wißt! Ich will dann Alles thun, um sie wieder gut zu machen!" — „Madonna", versetzte der

Pilger, „Ihr wißt am besten, welche es ist, und wenn ich Euch noch weiter darüber befrage, so geschieht dieß nicht etwa, um noch etwas Genaueres darüber zu erfahren, sondern nur in der Absicht, um sie Euch selbst ernstlicher zu Gemüthe zu führen. Um aber jetzt zur Sache zu kommen: sagt mir einmal, habt Ihr noch nie eine Liebschaft gehabt?“

Die Dame seufzte aus tiefster Brust, und war zugleich sehr verwundert, weil es ihr schlechterdings unbegreiflich war, auf welche Art jemals ein Mensch etwas davon erfahren haben könnte, außer daß Tebaldo's Vertrauter, der um Alles wußte, seit dem Tode desjenigen, welcher für Tebaldo gehalten worden war, ein unvorsichtiges Wort fallen lassen, und dadurch einiges Gemurmel veranlaßt hatte. Sie erwiederte ihm: „da ich sehe, daß Euch Gott die Geheimnisse der Menschen offenbart, so will ich auch Euch die meinigen nicht vorenthalten. Ich gestehe es allerdings ein, daß ich in meiner Jugend den jungen Mann gränzenlos liebte, dessen Tod meinem Gemahl zur Last gelegt wird, und ich habe auch bis jetzt meinem Schmerz über seinen Tod völlig freien Lauf gelassen. Denn so unfreundlich ich ihm auch vor seiner Abreise begegnete, so haben doch weder die Trennung, noch die lange Entfernung, noch selbst sein tragischer Tod sein Bild aus meiner Seele vertilgen können.“ — „Worauf der Pilger entgegnete: „Aber sagt mir doch auch jetzt einmal, welches war denn eigentlich der Grund, aus dem Ihr einen Groll auf ihn warfet? Hat er Euch denn jemals beleidigt?“ — „Nein“, versetzte die Dame, „das müßte ich lügen. Die gegenseitige Spannung kam allein von einem Pfaffen her, bei dem ich öfters zur Beichte ging. Als ich ihm einmal von meiner Liebe zu Tebaldo und von unserer Vertraulichkeit erzählte, machte er so

ein Aufhebens, daß ich mich noch davor fürchte, und sagte mir, wenn ich das nicht unterließe, so würde ich im Abgrund der Hölle dem Teufel in den Rachen laufen, und im Fegefeuer braten müssen. Darüber wurde mir denn so schwül, daß ich mich kurz entschloß, mich nicht weiter mit ihm einzulassen, und, um jeden Anstoß zu vermeiden, weder Briefe noch Botschaft von ihm anzunehmen, wiewohl ich glaube, wenn er standhaft geblieben wäre (denn ich denke, er ist aus Verzweiflung davon gegangen), so hätte ich von meiner Strenge nachgelassen, weil ich ihn so dahinschwinden sah, wie den Schnee an der Sonne, was mir außerordentlich zu Herzen ging."

„Madonna", sagte der Pilger, „das ist gerade die Sünde, um derentwillen ihr Trübsal erleidet. Ich weiß ganz gewiß, daß Euch Tebaldo nicht den geringsten Zwang angethan hat. Als Ihr ihn Eurer Liebe würdigtet, thatet Ihr es aus freiem Willen, weil er Euch wohlgefiel. Ihr selbst habt ihm den Zutritt zu Euch gestattet, Euch in ein vertrauliches Verhältniß mit ihm eingelassen, und ihm dabei durch Worte und Handlungen Eure Gewogenheit in dem Grade bewiesen, daß, wenn er Euch vorher liebte, sich seine Leidenschaft noch tausendfach verdoppeln mußte. Da es nun dem also ist, wie ich weiß, welchen Grund könntet Ihr denn haben, Euch ihm wieder so grausam zu entziehen? Solche Dinge bedürfen vorheriger Ueberlegung; und wenn Ihr glaubtet, Ihr müsset es als eine schlechte Handlung bereuen, so hättet ihr es nicht thun sollen; denn sobald er der Eurige ward, so wurdet Ihr auch die Seinige. Es war Euch nämlich völlig freigestellt, ihn nicht als den Eurigen anzunehmen; aber Euch von ihm, dem Ihr angehörtet, loszumachen, das war eine Spitzbüberei, und ein ungeziemliches Betragen, wenn er nicht seine Beistimmung dazu gegeben hatte. Ihr

müßt wissen, daß ich selbst ein Geistlicher bin, und folglich am besten davon Kenntniß habe, wie es bei den Pfaffen zugeht; wenn ich mich also wohlmeinend etwas näher gegen Euch ausspreche, so geziemt mir das mehr, als einem Andern. Und ich will darüber reden, damit Ihr von ihnen eine vortheilhaftere Meinung fassen möget. Es gab freilich einmal eine Zeit, wo die Mönche fromm waren; aber diejenigen, die sich heutiges Tages zu dem geistlichen Stande bekennen, zeigen von dem Pater nichts weiter an sich, als die Kutte, und nicht einmal diese; denn die Stifter der Orden haben verordnet, diese solle schlicht, eng und von grobem Zeug seyn, als eine Andeutung, daß man die irdischen Dinge geringschätze; jedoch die heutigen Mönche tragen weite, bequeme Kutten vom feinsten Stoff, und lassen ihnen einen stattlichen hohenpriesterlichen Schnitt geben, wobei sie sich sogar nicht entblöden, in den Kirchen, auf den Straßen und an öffentlichen Plätzen darin umherzustolziren. Und wie sich der Fischer bemüht, so viele Fische als nur möglich mit seinem Netze zu fangen, so denken sie auch darauf, so viel als möglich Betschwestern, Wittwen und andere thörichte Weibsbilder und Männer in die Fransen ihrer weiten Kleider zu verwickeln; ja, dieß ist fast ihr einziges Geschäft. So haben sie denn eigentlich von der Kutte nichts weiter, als die Farbe. Anstatt daß die Mönche früherer Zeiten das Wohl der Menschheit zu fördern suchten, jagen die der heutigen Tage, leider Gottes, nur Weibern und Reichthümern nach, und sinnen bloß darauf, mit Schreckbildern die Gemüther der Einfältigen zu beunruhigen, und ihnen weiß zu machen, daß Almosen und Messen die Sünden tilgen, damit ihnen ohne eigne Anstrengung (weil sie nicht aus Frömmigkeit, sondern aus Trägheit Mönche wurden), der Eine Brod, der Andere Wein zutrage, und

der Dritte für die Seelen der Verstorbenen Mahlzeiten spende. Nun steht es freilich außer Zweifel, daß Almosen und Gebete als thätliche Zeichen weit höher anzuschlagen sind, als Zerknirschung der Seele, welche nichts kostet; aber wenn diejenigen, welche dafür bezahlen, nur wüßten, oder zusähen, wem sie das Ihrige geben, so würden sie es lieber den Säuen vorwerfen. Da sie jedoch sehr fein zu berechnen verstehen, daß, je Wenigere sich in einen großen Schatz theilen, desto mehr davon auf den Mann kommt, so suchen sie durch ihre Drohungen und ihr Geschrei die Andern von dem abzuwehren, was sie gern für sich allein behalten wollen. Sie verdammen den Wucher und den ungerechten Mammon, damit man ihnen anvertrauen möge, das Gewonnene wiederzuerstatten, auf daß sie sich bequemere Kutten, Bisthümer und einträglichere Prälaturen mit dem Gelde erkaufen können, von dem sie versicherten, daß es seine Besitzer nothwendig in das Verderben stürze. Wenn man ihnen nun dieß, oder andere Dinge vorwirft, so meinen sie die ganze Last des Tadels mit der abgedroschenen Antwort: „Thut nach unseren Worten, und nicht nach unseren Werken!“ von sich abgewälzt zu haben; als ob die Schafe stärker und standhafter seyn könnten, als ihre Hirten! Die Mehrzahl von ihnen weiß es auch recht gut, wie Viele von denen, die sie mit einer solchen Antwort abfertigen wollen, dieselbe ganz anders verstehen, als sie gemeint war. Die meisten Pfaffen unserer Tage wollen nämlich nur, daß ihr thut, was sie sagen; das heißt, daß ihr ihren Beutel mit Geld füllt, ihnen euere Geheimnisse anvertraut, ein züchtiges Leben führt, Unrecht verzeiht, geduldig seyd, und Euch vor bösem Leumund hütet; lauter gute, ehrbare und fromme Dinge, aber wozu das? Damit sie dasjenige thun können, wozu ihnen die Gelegenheit fehlen würde,

wenn es Andere nicht unterließen. Wer weiß es nicht, daß man ohne Geld nicht faullenzen kann? Wenn du dich für dein Geld selbst lustig machst, so kann der Pater nicht auf der Bärenhaut liegen. Wenn du selbst einen Theil deines Vermögens an die Frauenzimmer wendest, so findet das Mönchlein keinen Platz. Wenn du nicht geduldig bist und alle Beleidigungen vergibst, so wird sich der Pfaff nicht in dein Haus getrauen, um die Ehre deiner Familie anzutasten. Doch wozu die vielen Worte? Genug, sie klagen sich nur selbst an, so oft sie dergleichen Ausreden gegen verständige Leute vorbringen. Warum bleiben sie denn nicht in ihren Klöstern, wenn sie sich nicht stark genug fühlen, um außerhalb derselben fromm und keusch zu leben? Oder wenn sie auswärts wirken wollen, warum thun sie nicht nach den Worten des Evangeliums: „Christus ging aus, um Gutes zu thun, und zu lehren? Mögen sie denn also erst selbst Gutes thun, und dann Andere lehren! Ich sah in meinem Leben schon Tausende, die sich einem leichtfertigen Treiben hingaben, und nicht nur den weltlichen Frauenzimmern, sondern sogar den Nonnen nachliefen; und diese Leute machten gerade den größten Spektakel auf der Kanzel. Diesen also sollen wir andächtig zuhören, und ihren Worten folgen? Nun, wer dazu Lust hat, der mag es in Gottes Namen thun; aber der Himmel weiß, ob er wohl daran thut! Gesetzt aber auch, der Mönch, der Euch schalt, habe Recht daran gehabt, wenn er sagte, die eheliche Treue zu verletzen, sey ein großes Verbrechen, so frage ich, ob es nicht eine weit größere Sünde ist, Jemand zu bestehlen? Ob es nicht weit mehr auf sich hat, ihn zu tödten, oder ihn ins Elend hinauszustoßen? Das wird wohl Niemand leugnen. Wenn eine Frau einem Manne Vertraulichkeiten gestattet, so ist das ein Vergehen, welches wenigstens die Natur ent-

schuldigt, aber rauben, tödten, oder Jemand ins Verderben stürzen, das zeugt von einem bösen Herzen. Daß Ihr den Tebaldo beraubtet, das habe ich Euch schon damit bewiesen, daß Ihr Euch ihm entzoget, nachdem Ihr Euch ihm aus freiem Willen ergeben hattet. Weiter aber sage ich, daß Ihr ihm auf alle mögliche Art nach seinem Leben trachtetet; denn da Ihr Euch ihm von Tag zu Tage immer hartherziger bezeigtet, so lag es nicht an Euch, daß er nicht selbst Hand an sich legte; und die Gesetze besagen, wer einer Freveltat schuldig ist, als Urheber oder Mitwisser, der verdient die gleiche Strafe, als wie der Thäter selbst. Und könnt Ihr es endlich leugnen, daß Ihr ihn selbst dahin getrieben habt, ins Exil zu gehen, und durch ganze lange sieben Jahre als Vertriebener in der Welt umherzuirren? Und so habt Ihr denn in jedem dieser drei Stücke eine viel größere Sünde begangen, als indem Ihr ihm Euern Umgang gewährtet. Jedoch ist es noch die Frage, ob Tebaldo eine solche Behandlung verdiente. Er war ganz gewiß nicht schuldig. Gestandet Ihr dieß doch selbst schon ein, und weiß ich doch, daß er Euch mehr, als sich selbst liebte! Wohl niemals wurde Jemand höher gepriesen, gelobt und über Alles in der Welt erhoben, als er Euch über jedes andere Weib zu erheben pflegte, so oft sich ihm nur Gelegenheit bot, auf eine schickliche Art ohne Verletzung Eures guten Rufes von Euch zu reden. Er hatte sein ganzes Schicksal, seine Ehre und seine Freiheit in Eure Hand gegeben. Und war er nicht von der edelsten Abkunft? War er nicht der Schönste unter seinen Mitbürgern? Zeichnete er sich nicht in Allem aus, was einem jungen Manne wohl ansteht? War er nicht allgemein beliebt und gern gesehen? Ihr werdet nicht „Nein"! darauf sagen können. Wie habt Ihr also auf die Worte eines bornirten und neidischen Pfaffen einen

so grausamen Entschluß gegen ihn fassen können? Ich weiß in der That nicht, in welchem seltsamen Irrthum sich die Frauenzimmer befinden, wenn sie die Männer von sich weisen und verachten, während sie doch in Rücksicht darauf, was sie selbst sind, und wie Gott den Mann vor allen Wesen so herrlich ausgestattet hat, sich glücklich schätzen, wenn sie von einem geliebt werden, ihn lieb und werth halten und sich bemühen sollten, ihm zu Gefallen zu leben, damit er nie aufhöre, sie zu lieben. Was Ihr dagegen auf die Worte eines Pfaffen hin thatet, der gewiß auch so ein Topfgucker und Pastetenfresser war, das wißt Ihr selbst. Vielleicht hatte er Lust, den Platz selbst einzunehmen, von dem er einen Andern zu verdrängen sich so viele Mühe gab. Dieß ist also die Sünde, welche die göttliche Gerechtigkeit, die mit rechter Wage richtet, nicht hat unbestraft lassen wollen; und so wie Ihr Euch ohne Grund dem Tebaldo entzogen habt, so ist Euer Gemahl Tebaldo's wegen in die Gefahr gerathen, in welcher er sich noch gegenwärtig befindet; und Ihr müßt selbst um seinetwillen leiden. Wenn Ihr nun von dieser Trübsal befreit seyn wollt, so müßt Ihr Folgendes nicht nur versprechen, sondern auch erfüllen; nämlich, wenn Tebaldo jemals aus seiner Verbannung zurückkehren sollte, so müßt Ihr ihm Euer Wohlwollen, Eure Liebesbezeugungen und Eure ganze Gunst wieder schenken, und ihn in den vorigen Zustand zurückversetzen, in welchem er sich befand, ehe Ihr dem thörichten Pater Gehör gegeben.

Hier schwieg der Pilger. Die Dame, welche ihm aufmerksam zugehört hatte, seine Gründe einleuchtend fand, und sich folglich von ihm überzeugen ließ, daß sie ihr Leiden von Tebaldo verschuldet hätte, erwiederte ihm: „Frommer Pater, ich sehe wohl, daß Alles, was Ihr mir sagt, sich der Wahrheit gemäß verhält, und merke aus

Eurer Schilderung, weß Geistes Kinder diese Mönche sind, die ich bisher für lauter fromme und gottselige Leute gehalten habe. Sofern es in meiner Macht stünde, so wollte ich gern Alles auf die mir angegebene Weise wieder gut machen; doch wie soll ich das anfangen? Tebaldo ist nun einmal todt, und kann unmöglich wiederkehren, und so sehe ich eigentlich nicht ein, was es nützen kann, Euch etwas zu versprechen, dessen Erfüllung außer den Grenzen der Möglichkeit liegt." „Madonna," versetzte der Pilger, Tebaldo ist keineswegs todt, sondern der Himmel hat mir offenbart, daß er noch am Leben ist, und sich höchst glücklich schätzen würde, wenn Ihr ihn mit Eurer Gunst beglücken wolltet."

„Bedenkt wohl, was Ihr da sagt, versetzte die Dame. Ich selbst habe ihn von mehreren Dolchstichen durchbohrt todt vor meiner Thüre liegen sehen. Meine Arme haben ihn umschlossen, und meine Thränen badeten sein blasses Antlitz, und trugen vielleicht die Schuld an den Reden, die zu meinem Nachtheil geführt worden sind." Darauf erwiederte der Pilger: „Madonna, was Ihr mir auch sagen möget, ich versichere Euch, daß Tebaldo lebt, und wenn Ihr versprechen und halten wollt, was ich Euch gesagt habe, so hoffe ich, Ihr sollt ihn bald sehen." „Das will ich mit Vergnügen thun", versetzte die Dame; „denn es könnte mir nichts Erfreulicheres widerfahren, als meinen Mann frei und außer Gefahr, und den Tebaldo lebendig zu sehen."

Tebaldo glaubte jetzt, daß es der rechte Zeitpunkt sey, sich zu erkennen zu geben, und die Dame mit einer gewisseren Hoffnung in Betreff ihres Mannes zu erfreuen. „Madonna", sagte er, „um Euch wegen Eures Gemahls einige Beruhigung zu verschaffen, muß ich Euch ein wichtiges Geheimniß entdecken; doch dürft Ihr Euch gegen

keine Menschenseele ein Wort davon verlauten lassen." — Sie waren beide in einem abgelegenen Zimmer des Hauses allein; denn die Dame setzte ein unbegrenztes Vertrauen in die Frömmigkeit, welche sie an dem Pilger wahrzunehmen glaubte. Und so zog denn nun Tebaldo einen Ring hervor, welchen ihm Donna Ermelina bei ihrer letzten Zusammenkunft geschenkt, und den er auf das Sorgfältigste bewahrt hatte. „Kennt Ihr diesen Ring?" fragte er sie, indem er ihn ihr zeigte. — „Ja wohl", erwiederte die Dame, als sie ihn erblickte, und sogleich wiedererkannte; „den habe ich einst dem Tebaldo gegeben." Darauf richtete sich der Pilger auf, warf Mantel und Hut von sich, und sagte in florentinischer Mundart: „Und kennt Ihr denn nun auch mich?" — Die Dame erschrack, als sie ihn sah, und die Züge des Tebaldo erkannte; sie fürchtete sich so sehr vor ihm, wie man sich vor Todten fürchtet, wenn man sie wieder lebendig vor sich stehen sieht. Und statt ihm an die Brust zu stürzen, und ihn als den Tebaldo zu begrüßen, der um ihretwillen von Cypern gekommen war, wollte sie vor ihm fliehen, wie vor einem aus dem Grabe wiedererstandenen Gespenste. — Doch hielt sie Tebaldo zurück, indem er sagte, „Madonna, fürchtet Euch nicht, ich bin Tebaldo selbst, wie er leibt und lebt, und bin nie todt gewesen, wie Ihr mit meinen Brüdern geglaubt habt." Dadurch wurde die Dame einigermaßen ermuthigt, und als sie den Ton seiner Stimme erkannte, ihn etwas genauer ins Auge faßte, und sich überzeugte, daß er es wirklich sey, fiel sie ihm weinend um den Hals, küßte ihn, und sagte: „Mein süßer Tebaldo, es freut mich unendlich, daß du wieder da bist!" Nachdem Tebaldo Kuß und Umarmung erwiedert hatte, sagte er: „Madonna, wir haben jetzt keine Zeit, uns unseren Gefühlen zu überlassen; ich muß eilen

und Anstalt machen, daß dir Aldobrandino gesund und lebendig wiedergegeben werde. Ich hoffe, du wirst vor dem morgenden Abend erwünschte Neuigkeiten hören. Und sollte ich dir, wie ich hoffe, noch diesen Abend gute Nachrichten von deinem Gemahl bringen können, so werde ich zu dir kommen, um sie dir in Muße mitzutheilen."

Darauf legte er sein Pilgerkleid wieder an, küßte seine Dame nochmals, und ging, nachdem er ihr die besten Hoffnungen gemacht, dahin, wo Aldobrandino gefangen saß, voll Besorgniß wegen seiner bevorstehenden Hinrichtung, und ohne Aussicht auf Rettung. Unter dem Schein, als ob er käme, um dem Gefangenen Trost zuzusprechen, gelang es ihm bei dem Kerkermeister, Zutritt zu ihm zu erhalten. Er sagte, indem er sich neben ihn setzte: „Aldobrandino, ich komme als dein Freund, den dir Gott als Retter zusendet; und wenn du mir aus Dankbarkeit gegen ihn eine kleine Gunst gestattest, um welche ich dich ersuchen will, so verspreche ich dir, daß du unfehlbar noch vor morgen Abend an dem Orte, wo du deine Verurtheilung erwartest, losgesprochen werden sollst." — „Edler Mann!" erwiederte Jener, da du dich bemühst, mich zu retten, so mußt du wohl, obgleich ich dich nicht kenne, noch mich entsinne, dich jemals gesehen zu haben, jedenfalls mein Freund seyn, wie du mich es versicherst. Wahrhaftig, die Sünde, deren man mich anklagt, habe ich nicht begangen, obwohl ich mir so manches andern Vergehens bewußt bin, wodurch ich mir vielleicht meinen gegenwärtigen Zustand zugezogen habe. Doch das kann ich dich heilig versichern, daß ich, sofern mir Gott Barmherzigkeit angedeihen läßt, dir um seinetwillen nicht etwa bloß eine Kleinigkeit, sondern das Größte von der Welt gern versprechen und auch halten will. So fordere denn also von mir, was dir nur beliebt, und verlasse dich fest

darauf, daß ich es, so bald ich nur erst frei bin, gewiß erfüllen werde!"

Der Pilger erwiederte darauf: „Ich verlange von dir nichts weiter, als daß du den vier Brüdern des Tebaldo verzeihst, daß sie dich in diese Lage gebracht haben, weil sie dich für den Mörder ihres Bruders hielten, und daß du sie, wenn sie dir ihren Fehler abbitten, als Freunde und Brüder behandelst." — Worauf Aldobrandins antwortete: „Niemand kennt die Süßigkeit der Rache und das sehnliche Verlangen nach ihr, als bloß derjenige, welcher beleidigt worden ist; demohngeachtet aber will ich ihnen gern vergeben, auf daß mir der Himmel zu meiner Erlösung verhelfe. Es sey ihnen hiermit Alles verziehen! Auch will ich, wenn ich diesem Kerker lebendig und frei entkomme, mich in allen Stücken ganz nach deinem Willen fügen."

Der Pilger war damit völlig zufrieden, und ermahnte ihn, ohne etwas weiter darüber zu sagen, ganz getrost zu seyn, weil er gewiß noch vor dem nächstfolgenden Abend aller weiteren Besorgnisse um sein Schicksal enthoben werden würde. Hierauf verabschiedete er sich von ihm, und begab sich geradewegs nach dem peinlichen Gerichtshofe, wo er bei einem Edelmann, welcher den Vorsitz führte, ein geheime Unterredung verlangte. Als er diese zu beginnen hatte, hob er an: „Mein Herr, es ist wohl für einen Jeden heilige Pflicht, die Wahrheit an das Licht zu bringen, und besonders für Solche, die eine Stelle wie die Eurige bekleiden, auf daß nicht der Schuldlose für ein Verbrechen büße, das er nie beging, und damit der Thäter nicht ungestraft davon komme. Ich erscheine hier vor Euch in der Absicht, die Schuldigen zur Strafe zu bringen, und Eure Ehre zu wahren. Wie Ihr wißt, so habt Ihr gegen den Aldobrandino Paler-

mini die strengsten Maasregeln ergriffen, in der Meinung, daß er den Tebaldo Esilei umgebracht habe; und Ihr steht jetzt im Begriff, ihn zum Tode zu verdammen. Doch bin ich der festen Ueberzeugung, daß Ihr unrecht verfahrt, und hoffe, Euch noch vor Mitternacht die wirklichen Mörder des jungen Mannes in die Hände zu liefern."

Der gute Richter, welcher Mitleid empfand, gab den Vorstellungen des Pilgers Gehör, und nachdem sie weiter über die Sache gesprochen hatten, wurden unter des Pilgers Anführung die beiden Gebrüder Gastwirthe und ihre Knechte im ersten Schlafe festgenommen. Als man sie, um die Wahrheit ans Licht zu bringen, auf die Folter spannen wollte, ließen sie es nicht dazu kommen, sondern gestanden ein, daß sie diejenigen seyen, die den Tebaldo Esilei unbekannterweise ermordet hätten. Als man sie nun um den Grund dieser That befragte, antworteten sie, er habe während ihrer Abwesenheit der Frau des Einen ein großes Aergerniß gegeben, und ihr Gewalt anthun wollen.

Nachdem der Pilger dieß offenbart hatte, entfernte er sich mit der Erlaubniß des Edelmannes, welcher die Richterstelle versah, und verfügte sich insgeheim zu Madonna Ermelina, die bereits alle ihre Leute zur Ruhe gebracht hatte, und ihn unter vier Augen erwartete, weil sie nicht weniger begierig war, Kunde von ihrem Gemahl zu erhalten, als sich mit ihrem Tebaldo vollkommen auszusöhnen.

Mit heiterer Miene trat Tebaldo zu ihr, und sagte: „Sey froh, meine Theuerste, denn du wirst ganz gewiß am nächsten Morgen deinen Aldobrandino frisch und gesund wiedersehen!" Und um ihr dieß desto glaublicher zu machen, erzählte er ihr Alles, was er für ihn gethan hatte.

Ermelina war außerordentlich erfreut über diese glückliche Wendung des Schicksals, das Begebenheit auf Begebenheit übereinander stürzte, insofern sie ihren Tebaldo wieder fand, welchen sie für todt gehalten hatte, und ihren Gatten außer Gefahr wußte, dessen Tod sie in wenigen Tagen zu betrauern fürchtete. Daher sie den Tebaldo aufs Zärtlichste umarmte, und ihm ihre Versöhnung durch die glühendsten Gunstbezeugungen bekräftigte. Am nächsten Morgen stand Tebaldo auf, und, nachdem er mit seiner Geliebten alles Nöthige besprochen, und ihr die strengste Verschwiegenheit anempfohlen hatte, ging er in seiner Pilgerkleidung wieder fort, um sich bei schicklicher Zeit der Sache des Aldobrandino anzunehmen.

Als es Tag geworden war, ließ die Signorie, die jetzt über die Sache Aufschluß erhalten hatte, Aldobrandino sogleich frei, und etliche Tage später wurden die Mörder, an derselben Stelle, wo sie das Verbrechen begangen hatten, enthauptet. Wie nun Aldobrandino, zu seiner Gattin und seiner Freunde größter Freude, frei geworden war, und erkannte, daß er dieß der Hülfe des Pilgers zu danken habe, so luden sie ihn für die ganze Zeit seines weitern Aufenthaltes zu sich ein, und konnten kaum ein Ende finden, ihm Ehre zu bezeigen, und Feierlichkeiten anzustellen, und besonders die Dame, welche wußte, weßwegen dieß Alles geschah. Als es ihm jedoch nach einigen Tagen Zeit zu seyn schien, zwischen Aldobrandino und seinen Brüdern Frieden zu stiften, von denen er hörte, daß sie nicht bloß durch seine Befreiung beschämt, sondern auch aus Furcht vor ihm immer unter Waffen seyen, so bat er Aldobrandino um die Lösung seines Versprechens. Dieser erklärte sich bereit. Nun hieß ihn der Pilger am nächsten Tage ein Gastmahl veranstal-

ten, bei welchem er mit seinen Verwandten und deren Frauen auch die vier Brüder und ihre Gattinnen empfangen sollte, und Tebaldo setzte hinzu, daß er sogleich gehen und sie zu dem Versöhnungsmahle einladen wolle. Aldobrandino war Alles zufrieden, was der Pilger vorschlug. Dieser ging daher sogleich zu den vier Brüdern, und nachdem er so lange mit ihnen gesprochen hatte, als es in diesem Falle nöthig war, brachte er sie am Ende durch überzeugende Gründe so weit, daß sie den Aldobrandino um Vergebung bitten, und sich seine Freundschaft wiedergewinnen müßten. Hierauf lud er sie mit ihren Frauen am nächsten Tage zum Gastmahl des Aldobrandino ein, und sie nahmen es, ihm vertrauend, an. Am Mittag des folgenden Tages gingen nun zuerst die vier Brüder, in ihren Trauerkleidern, mit einigen von ihren Freunden nach dem Hause des Aldobrandino, und baten ihn um Verzeihung wegen dessen, was sie gegen ihn vorgenommen hatten. Aldobrandino bezeigte sich höchst freundlich, und war bis zu Thränen gerührt. Er küßte Alle, und vergab mit kurzen Worten jede ihm widerfahrene Beleidigung. Darauf erschienen ihre Schwestern und Frauen, alle in tiefster Trauer, und wurden von Madonna Ermelina und den andern Damen aufs Freundlichste empfangen. Bei der Tafel wurden alle Herren und Damen auf das Anständigste bewirthet; genug, Alles an dem Gastmahl war herrlich und schön, außer eine gewisse Schweigsamkeit, die der noch frische Schmerz mit sich brachte, welcher sich in den schwarzen Kleidern der Angehörigen Tebaldo's aussprach. Um dieser Trauer willen war auch das ganze Unternehmen des Pilgers sammt dem Gastmahl von Mehreren getadelt worden, wie er dieß auch sehr wohl bemerkt hatte. Als es ihm demnach der rechte Zeitpunkt schien, wo die Andern alle noch beim

Nachtische saßen, erhob er sich, und sagte: „Es hat heute nichts zu unserem Vergnügen gefehlt, als die Gegenwart des Tebaldo. Da er diese ganze Zeit über bei Euch gewesen ist, ohne von Euch erkannt zu werden, so will ich ihn Euch jetzt zeigen!“ Und damit warf er seine Pilgertracht von sich, und stand da in einem schönen Wams von grüner Seide, in welchem ihn sogleich Alle erkannten. Diese Metamorphose setzte die sämmtlichen Anwesenden in das höchste Erstaunen. Sie starrten ihn lange voll Verwunderung an, ehe sie sich entschließen konnten, recht zu glauben, daß er es wirklich wäre. Als Tebaldo dieß bemerkte, sagte er ihnen viele spezielle Gegenstände von ihrer Verwandtschaft, sprach von einer Menge sie betreffender Angelegenheiten, wie auch von seinen eigenen Schicksalen, worauf endlich seine Brüder, und auch die übrigen Herren, ihn mit vielen Freudenthränen umarmten, und auch die Frauen, sowohl verwandte als fremde, ein Gleiches thaten, Donna Ermelina allein ausgenommen. Als Aldobrandino dieß bemerkte, sagte er: „Ermelina, was soll das heißen? Warum bezeigst nur du allein nicht, so wie die andern Frauen thun, dem Tebaldo deine Freude über seine Wiederkehr?“ — Worauf ihm die Dame vor allen Anwesenden erwiederte: „Niemand würde ihm lieber ihre Freude bewiesen haben, als ich, insofern ich ihm weit mehr als irgend eine Andere verbunden bin, da er dich mir wiedergegeben hat; aber die anzüglichen Reden, die man damals gegen mich geführt hat, als wir den Tod desjenigen, den wir für Tebaldo hielten, betrauerten, bestimmen mich, es zu unterlassen.“ “Ei, was denkst du denn?“ erwiederte Aldobrandino. „Glaubst du, daß ich auf Ohrenbläser höre? Dadurch, daß er mich rettete, hat er nur allzuklar die Unwahrheit jenes Geschwätzes, auf das ich ohnehin nichts

gab, bewiesen. Geschwind sich auf, und umarme ihn!" — Ermeline, welche diese Aufforderung sehnlich erwartete, ließ sich nicht lange bitten, sondern umarmte den Tebaldo mit Freuden, wie es bereits alle Uebrigen gethan hatten. — Diese Gutmüthigkeit des Aldobrandino gefiel den Brüdern Tebaldo's und allen anwesenden Herren und Damen über die Maßen, und vertrieb jede Spur von Groll und Argwohn, welcher vielleicht durch einige Reden veranlaßt worden war.

Nachdem nun ein Jeder dem Tebaldo seine Freude bezeigt hatte, bestand er darauf, daß seine Brüder, Schwestern und Schwägerinnen sogleich die Trauer ablegen, und nach andern Kleidern schicken sollten. Hierauf gab es noch Spiel und Tanz, und das Gastmahl, welches mit düsterem Schweigen begonnen hatte, nahm ein lautes und fröhliches Ende. Höchst heiter verfügten sich nachher Alle in das Haus des Tebaldo, woselbst sie die Nacht über verweilten, und sich noch die folgenden Tage über vergnügten.

Die Florentiner betrachteten den Tebaldo noch geraume Zeit hindurch als einen von dem Tode Wiedererstandenen; man hielt ihn für eine Art von Wunderthier, und Manchem, selbst seine eigenen Brüder nicht ausgenommen, wandelte zu Zeiten ein Bedenken an, ob er es auch wirklich selbst wäre. Sie konnten sich nie davon völlig überzeugen, und hätten vielleicht noch lange gezweifelt, wenn nicht ein Umstand vorgekommen wäre, der ihnen entdeckte, wer der Ermordete eigentlich gewesen war. Es kamen nämlich eines Tages etliche Soldaten aus Luigniana an ihrem Hause vorüber, und als diese den Tebaldo bemerkten, gingen sie sogleich auf ihn zu, und riefen aus: „Willkommen, Faziuolo!" Worauf Tebaldo in Gegenwart seiner Brüder antwortete: „Ihr verwechselt mich mit einem Andern." — Auf diese seine Er-

wiederung schämten sie sich sehr, baten um Verzeihung, und sagten: „Verzeiht, Ihr gleicht gar zu auffallend einem unserer Kameraden, Namens Faziulo di Pontriemoli, der vor etwa vierzehn Tagen hieher kam, und von welchem wir seit der Zeit nichts wieder gehört haben. Zwar wundern wir uns über Eure Tracht; denn Jener war ein Soldat, wie wir." Der älteste Bruder des Tebaldo trat bei diesen Worten vor, und fragte, in welchem Kostüm sie den Faziuolo gesehen hätten. Sie ertheilten darüber Auskunft, und es ergab sich, daß ihre Beschreibung mit der Kleidung des Ermordeten genau übereinstimmte, wodurch sie denn, wie auch durch andere Merkmale, zu der Ueberzeugung gelangten, daß derjenige, welcher ermordet wurde, Faziulo gewesen sey, und nicht Tebaldo. Und so schwand denn jeglicher Verdacht aus der Seele der Brüder, wie auch vor der ganzen Welt. Tebaldo aber, der inzwischen sehr reich geworden war, blieb seiner Liebe getreu; die Dame benahm sich klug und beide erfreuten sich lange Jahre hindurch ihrer Zärtlichkeit. Möge der Himmel auch der unsrigen das beste Gedeihen schenken!

VIII. Novelle.

Ferondo wird, nachdem er ein gewisses Pulver genossen, für todt begraben. Ein Abt, der sich mittlerweile mit seiner Frau erlustirt, holt ihn aus dem Sarge, und sperrt ihn in ein Gefängniß, wo man ihm weiß macht, daß er sich im Fegefeuer befinde. Dann wird er wieder auferweckt, und erzieht einen Sohn, welchen der Abt mit seiner Frau erzeugt hat, als den seinigen.

Trotz ihrer Länge hatte doch die Erzählung der Emilie Niemanden von den Anwesenden gelangweilt; vielmehr

versicherten Alle, daß diese Novelle so mancherlei Begebenheiten mit möglichster Kürze zusammengefaßt hätte; worauf die Königin Lauretten winkte, welche folgendermaßen anhob:

„Liebe Schwestern, da wir so eben vernommen haben, wie ein Mensch für einen anderen betrauert und zur Erde bestattet wurde, so fällt es mir jetzt ein, euch eine wahre Geschichte zu erzählen, die jedoch mehr einer Fabel, als einem wirklichen Faktum gleicht: wie nämlich ein Lebendiger für todt begraben wurde, und wie derselbige nach seiner und vieler Anderer Meinung nachher aus dem Grabe wieder auferstand; wofür ein gewisser Mann als ein Heiliger verehrt ward, welcher eigentlich eine nachdrückliche Züchtigung verdient hätte.

In Toscana nämlich war und ist noch heut zu Tage eine Abtei, so wie man deren viele sieht, an einem von Menschen wenig besuchten Orte. In diesem Kloster wurde ein Geistlicher zum Abte erwählt, der in allen Stücken einen unsträflichen Wandel führte; die Weiber ausgenommen. Er wußte aber in diesem Punkte die Sache so geheim zu betreiben, daß bei seinem Geruch der Heiligkeit und Strenge keine Seele etwas davon ahnte, und nicht der fernste Verdacht auf ihn fiel. Nun fügte es einst der Zufall, daß dieser Abt mit einem begüterten Landmann, Namens Ferondo, einem höchst einfachen, ja sogar etwas einfältigen Menschen bekannt ward, dessen Umgang für ihn keinen weitern Reiz hatte, als ihn zuweilen mit seiner gar zu großen Simplicität zu verhöhnen. Doch bemerkte er bei dieser Gelegenheit, daß Ferondo ein höchst liebenswürdiges Wesen zur Frau hatte, die dem Abte dermaßen gefiel, daß er sie Tag und Nacht hindurch nicht aus dem Sinne brachte. Da er jedoch bald sah, daß Ferondo trotz aller seiner Einfalt doch klug

genug war, seine reizende Frau sorgfältigst zu bewachen, so gab er fast alle Hoffnung auf. Indeß brachte er es so weit, daß ihm Ferondo gestattete, zu Zeiten mit ihm und seiner Frau in dem Klostergarten zu lustwandeln, wobei er dann den Beiden so viel von der ewigen Seligkeit und von den Werken der Heiligen vorerzählte, daß endlich das Weibchen Lust bekam, bei ihm zur Beichte zu gehen, wozu ihr auch der Mann Erlaubniß ertheilte.

Als sie sich nun zur Beichte einstellte, und vor dem Abte niederkniete, hob sie an: „Hochwürdiger Herr, wenn mir der Himmel einen reichen Mann beschcert hätte, oder auch gar keinen, so möchte ich wohl unter Eurer Führung leichtlich auf den Weg gelangen, den Ihr angedeutet habt; aber wenn ich meinen Ferondo und seine Narrheiten ins Auge fasse, so muß ich mich als eine Wittwe betrachten, obgleich ich keine bin, da ich bei seinen Lebzeiten keinen andern Mann nehmen kann; und er ist so toll und abgeschmackt, daß er mich über alle Beschreibung mit seiner Eifersucht foltert, weßhalb ich mit ihm in beständigem Verdruß lebe. Deßhalb bitte ich Euch noch vor meiner Beichte um einen guten Rath. Denn wenn ich nicht durch Abhelfung dieses Uebels in Stand gesetzt werde, mein Heil zu befördern, so kann mir weder meine Beichte, noch eine sonstige christliche Handlung zu etwas dienen."

Diese Erklärung war dem Abt Wasser auf seine Mühle, und er freute sich sehr darüber, daß ihm das Glück zur Befriedigung seiner liebsten Wünsche Bahn zu brechen schien. Und so versetzte er denn: „Meine Tochter, ich kann mir sehr wohl denken, daß es für eine schöne, feine Dame, wie Ihr seyd, unausstehlich seyn muß, einen eifersüchtigen Narren zum Manne zu haben. Das ist, wie es scheint, bei Euch der Fall; denn alle Eure Worte athmen Unmuth und Verdruß. Da kann ich Euch aber, rund her-

ausgesagt, nicht anders rathen und helfen, als mit dem Vorschlag, daß man Euren Mann von seiner Eifersucht zu kuriren suche. Das Recept dazu ist ganz einfach. Aber ich muß sehr bitten, daß Ihr Alles geheim haltet, was ich Euch jetzt mittheilen werde." — „Zweifelt nicht daran, daß ich das thun werde, ehrwürdiger Vater, erwiederte die Frau. Lieber wollte ich augenblicklich des Todes seyn, als etwas verrathen, was Ihr mir im Vertrauen sagt. Doch, wie ist wohl die Sache anzugreifen?" — „Er muß ins Fegefeuer", versetzte der Abt, „wenn es uns mit der Kur gelingen soll." — „Aber kann man denn bei lebendigem Leibe ins Fegefeuer kommen?" entgegnete die Dame.— „Das zwar nicht", erwiederte der Abt. „Aber Euer Mann muß jetzt vor der Hand einmal sterben, und wenn er so lange gebüßt hat, daß er keinen Funken von Eifersucht mehr in sich trägt, so wollen wir ihn durch unsere Gebete wieder in das Leben zurückrufen, und dann soll er von den Todten auferstehen." — „So soll ich denn also zur Wittwe werden?" entgegnete die Frau. „Ja", sagte der Abt, „aber nur auf eine kurze Zeit, während welcher Ihr Euch wohl hüthen müßt, Euch an einen Andern zu verheirathen; denn das würde Euch Gott sehr übelnehmen, und wenn Ferondo wiederkäme, so würde er dann eifersüchtiger seyn, als er je gewesen ist." — „O wenn er doch nur von diesem Capitalfehler kurirt würde", versetzte die Frau, „so wäre es mir schon recht; denn ich muß wahrhaftig vor ihm festsitzen, wie ein Gefangener vor dem Kerkermeister. Thut also, was Euch gefällt; ich bin Alles zufrieden!" — „So ist es ganz recht"; versetzte der Abt. „Jedoch, wie gedenkt Ihr mich für die Dienste, die ich Euch leisten kann und leisten werde, zu belohnen?" „Guter Vater", versetzte das Weibchen, „ich will gern Alles thun, was Ihr nur verlangt, und was in meinen Kräften steht;

jedoch was kann ein schwaches Weib, wie ich, leisten, einem solchen Manne gegenüber, wie Ihr seyd?" — „Madonna", erwiederte der Abt, „Ihr könnt dasselbe für mich thun, was ich Euch erzeigen kann; denn so wie ich Dasjenige zu seinem erwünschten Ziele bringen will, was zu Eurem Besten dient, so könnt Ihr auch Das bewerkstelligen, was mir neues Leben schafft." — Wenn dieß in meinen Kräften steht," versetzte die Donna, „so bin ich von ganzem Herzen bereit." — „Wohlan denn!" sagte darauf der Abt, „so gewährt mir Eure Liebe und Eure Person, für die ich die glühendste Leidenschaft empfinde!" — Dieser Antrag setzte die gute Frau in kein geringes Erstaunen. „Gerechter Himmel!" rief sie aus, „was fordert Ihr von mir? Ich habe Euch stets für einen höchst heiligen Mann gehalten! Schickt sich's denn auch für so fromme Leute, Weiber zu begehren, die sich bei ihnen guten Rath holen wollen?" — „Engel des Himmels", erwiederte der Abt, „wundere dich doch darüber nicht so sehr! Denn sieh, die Frömmigkeit ist eine Tugend der Seele, und wird nicht durch dasjenige verletzt, was ich von Euch verlange, und was bloß eine Schwachheit des Fleisches ist. Doch sey dem, wie ihm wolle, Eure Schönheit hat mich dermaßen bezaubert, daß ich mich von der Leidenschaft gezwungen fühle, so zu handeln. Und dabei könnt Ihr Euch weit mehr auf Eure Schönheit einbilden, als eine jede Andere, wenn Ihr bedenkt, daß sie den Heiligen wohlgefällt, welche gewohnt sind, den Anblick von Engelsreizen zu genießen. Ueberdieß bin ich nun zwar ein Abt, aber doch ein Mann, und, wie Ihr seht, kein alter Mann! Laßt es Euch daher nicht schwer fallen, zu thun, wie ich Euch gesagt habe, und was Ihr selbst wünschen müßt. Denn während Ferondo im Fegefeuer schmachtet, will ich Euch des Nachts Gesellschaft leisten, und Euch

den Trost gewähren, den eigentlich Er Euch geben sollte. Keine Seele soll etwas von der Sache erfahren, weil Jedermann dieselbe, ja noch eine höhere Meinung hat, als welche Ihr noch vor wenigen Minuten von mir hegtet. Verschmäht die Gnade nicht, die Euch von Gott geboten wird; denn es sind ihrer Viele, die mit Sehnsucht nach dem verlangen, was Ihr haben könnt, und haben werdet, wenn Ihr klug genug seyd, mir Euer Vertrauen zu schenken. Uebrigens besitze ich eine Menge ausnehmend schöne und kostbare Kleinodien, welche ich Niemand anders als Euch, zugedacht habe. Und so beweiset Euch denn also, meine Theuerste, eben so gefällig gegen mich, wie ich bereit bin, Euch zu dienen."

Das Weibchen schlug die Augen nieder, und wußte nicht, wie sie dem Abt seine Bitte abschlagen sollte, deren Gewährung ihr jedoch nicht rathsam schien. Als dieser bemerkte, daß sie mit der Sprache nicht recht heraus wollte, sah er, daß er schon halb gewonnen hatte, und fuhr fort, mit verführerischen Worten in sie zu dringen, so, daß er sie endlich glauben machte, es sey Alles gut und wohlgethan. Sie sagte ihm daher ganz verschämt, daß sie keinen Anstand nehme, jedem seiner Befehle zu gehorchen; doch könne sie nicht eher in etwas willigen, als bis sich Ferondo im Fegefeuer befinde. — „Dahin wollen wir ihn schon baldigst befördern", versetzte der Abt voll Heiterkeit. „Richtet es nur so ein, daß er mich morgen, oder in den nächsten Tagen besucht!" — Bei diesen Worten steckte er ihr einen kostbaren Ring an den Finger, und entließ sie. Vergnügt über das schöne Geschenk, und begierig nach Mehrerem dieser Art, lobte die Frau gegen ihre Begleiterinnen die Frömmigkeit des Abtes, und ging mit ihnen nach Hause.

Etliche Tage darauf kam Ferondo aus eigenem An-

trieb zu dem Abte, welcher sogleich, als er ihn herannahen sah, beschloß, ihn in das Fegefeuer zu schicken. Zu diesem Zweck suchte er schnell ein Pülverlein von wunderbarer Kraft hervor, welches er von einem mächtigen orientalischen Fürsten mit der Versicherung erhalten hatte, daß der Alte vom Berge sich desselben zu bedienen pflege, wenn er Jemanden in das Paradies schicken, oder ihn aus demselben wieder zurückholen wolle; es schläfere nämlich, in größerer oder schwächerer Dosis gegeben, denjenigen, welcher es genieße, ohne ihm Schaden zu thun, auf längere oder kürzere Zeit dermaßen ein, daß er während der Wirkung desselben keine Spur von Leben zeige. Von diesem Pulver gab er ihm in einem Glase Wein so viel, als er für hinreichend erachtete, um ihn auf drei Tage einzuschläfern. Darauf führte er ihn in den Kreuzgang des Klosters, und belustigte sich mit den Mönchen an seinen Albernheiten. Schon nach kurzer Zeit wirkte das Pulver so stark, daß Ferondo im Stehen einschlief, und zu Boden sank; der Abt stellte sich bestürzt über diesen Vorfall. Er ließ ihn sogleich entkleiden, mit frischem Wasser besprengen, und allerhand solche Dinge mit ihm vornehmen, die gegen Blähungen oder sonstige plötzliche Unterleibsbeschwerden an ihrem Orte sind, um ihn wieder ins Leben zurückzurufen. Als er aber trotz allen diesen Versuchen doch nicht wieder zur Besinnung kommen wollte, und weder der Schlag des Pulses noch irgend ein sonstiges Lebenszeichen an ihm zu verspüren war, wurde er von Allen für todt erklärt. Man schickte jetzt sogleich nach seiner Frau und seinen Verwandten, welche sich eiligst einstellten. Nachdem ihn diese eine Zeitlang beweint und betrauert hatten, ließ ihn der Abt in seiner völligen Kleidung in einen Sarg legen. Die Frau kehrte nach Hause zurück, und gelobte heilig, nicht von ihrem Kinde zu wei-

chen, das sie von Ferondo hatte, und keinen Schritt über die Schwelle ihrer Wohnung zu thun. Und so blieb sie denn zu Hause bei ihrem Kinde, und verwaltete den Nachlaß ihres Mannes. — Als es nun Nacht geworden war, stand der Abt auf, und mit Hülfe eines Bologneser Mönchs, welcher an demselben Tage angekommen war, und dem er völlig vertraute, nahm er den Ferondo aus dem Sarge, und brachte ihn in ein finsteres Gewölbe, wohin kein Lichtstrahl fiel, welches den Mönchen, die etwas verbrochen hatten, zum Strafgefängniß diente. Daselbst zogen sie ihm die Kleider aus, thaten ihm eine Mönchskutte an, und legten ihn auf ein Bund Stroh nieder, wo sie ihn allein ließen, bis er wieder zur Besinnung kommen würde. Dem Bologneser Mönch trug der Abt Alles auf, was er mit ihm vornehmen sollte, wenn er wieder ins Leben erwachte, und außer diesem wußte kein Mensch im ganzen Kloster um die Sache. Den Tag darauf wandte sich der Abt, unter dem Vorwande eines Trauerbesuchs, nach der Wohnung der Dame. Er traf sie in tiefem Schmerz und mit verweinten Augen an; weßhalb er sich sogleich beeilte, ihr freundlich Trost zuzusprechen, und sie an ihre gegebene Zusage zu erinnern. Die Dame, welche jetzt weder Ferondo, noch sonst irgend Jemand zu berücksichtigen hatte, und einen zweiten noch schöneren Ring an der Hand des Abtes funkeln sah, deutete ihm ihre Bereitwilligkeit an, sie noch an demselben Abend weiter über gewisse Dinge zu sprechen. So zog denn also der Abt Abends die Kleider des Ferondo an, und verfügte sich zu seiner Geliebten, bei welcher er die Nacht höchst vergnügt zubrachte, worauf er bei Anbruch des Tages wieder nach dem Kloster zurückkehrte. Wer ihm unterwegs begegnete, der hielt ihn für ein Gespenst des Ferondo, welcher seiner Sünden halber

verdammt sey, umzugehen; und bald wurde von ihm manches Histörchen erzählt, welches auch oft seiner Frau wieder zu Ohren kam, die am besten wußte, was es mit der Sache für eine Bewandtniß hatte.

Als nun der Bologneser Mönch merkte, daß Ferondo wieder zu sich kam, ohne jedoch zu wissen, wo er sich befände, ging er mit einer Ruthe hinein, und redete ihn mit einer Donnerstimme an, wobei er es auch nicht an tüchtigen Schlägen fehlen ließ. Ferondo schrie unter Weinen in einem fort: „Ach wo bin ich denn nur! Wo bin ich? Wo bin ich?" — Der Mönch antwortete darauf: „du befindest dich im Fegefeuer." „Wie?" versetzte Ferondo; „so bin ich denn also todt?" „Ohne Zweifel", erwiederte der Mönch. Darauf begann Ferondo sich selbst, seine Frau und seinen Sohn bitterlich zu beweinen und allen nur möglichen Unsinn herauszuschwatzen. Worauf ihm der Mönch etwas zu essen und zu trinken brachte. Als Ferondo dieß sah, rief er aus: „aber mein Himmel! essen denn auch die Todten?" — „Allerdings", erwiederte der Mönch; „was ich dir hier darbiete, das hat deine ehemalige Frau heute früh dem Kloster geopfert, um dir Seelenmessen zu lesen, und unser Herrgott hat befohlen, es dir zu verabreichen." Hierauf sagte Ferondo: „Nun, Gott gebe ihr gute Zeit! Ich habe sie immer gern gehabt, und die ganze Nacht hindurch fest im Arm gehalten, wobei ich sie auch öfters küßte, und es an sonstigen Liebkosungen nicht fehlen ließ." — Da er indeß Hunger und Durst bekommen hatte, so fiel er jetzt ziemlich hastig über die Speisen und Getränke her. Weil jedoch der Wein nicht von dem besten seyn mochte, so rief er auf einmal aus: „Aber zum Teufel! Warum hat sie mir denn nicht aus dem Fasse geschickt, welches dicht an der Wand des Kellers liegt?" — Nachdem er abgespeist hatte,

nahm der Mönch die Ruthen wieder zur Hand, und geißelte ihn zum zweitenmale. Ferondo schrie ganz jämmerlich, und rief: „O warum thust du mir das?“ — Der Mönch versetzte: „weil Gottes Befehl also lautet, daß es des Tags zweimal geschehen soll.“ — „Aber aus welchem Grunde?“ fragte Ferondo. — „Weil du dich von dem Teufel der Eifersucht plagen ließest, obgleich du das beste Weib, das man weit und breit nur finden kann, zur Frau hattest.“ — „Ach Gott, ja“, erwiederte Ferondo, „und dazu noch das süßeste, viel zuckriger, als Marzipan! Aber ich hätte mir nicht gedacht, daß es unser Herrgott so übel vermerken könnte, wenn ein Mann eifersüchtig ist; sonst wäre das nicht geschehen.“ — „Das hättest du erwägen und dich bekehren sollen, als du noch auf der Welt warest“, versetzte der Mönch; „und wenn du jemals wieder in jene niedern Regionen zurückkehren solltest, so merke dir wohl, was ich jetzt thue, auf daß du nie wieder in den Fehler der Eifersucht verfällst!“ — „Kommen denn die Todten aus ihren Gräbern wieder heraus?“ fragte Ferondo. „Zu Zeiten“, erwiederte der Mönch. — „Wenn ich jemals wiederkehre“, sagte Ferondo, „so will ich ganz gewiß der allerbeste Ehemann von der Welt werden, will meine Frau nie wieder durchprügeln, und ihr kein unrechtes Wörtchen sagen, außer wegen des Weins, den sie mir heute geschickt hat, und deßhalb, daß sie mir auch nicht einmal ein Stümpfchen Licht zukommen läßt, daß ich meine Abendmahlzeit ganz im Finstern halten muß.“ — „Sie hat Lichter geschickt“, versetzte der Mönch; „doch wurden sie heute früh bei der heiligen Messe verbraucht.“ — „Ei ja doch“, erwiederte Ferondo, „das mag wohl Alles richtig seyn; wenn ich also wieder zu ihr komme, so werde ich sie thun lassen, was sie will. Aber sage mir, wer bist du denn, daß du mit mir so übel umgehst?“ — Der

Mönch antwortete: „Ich bin auch gestorben, und war aus Sardinien; und weil ich im Leben meinen Herrn wegen seiner Eifersucht häufig gelobt habe, so bin ich von dem Himmel zu der Strafe verurtheilt, dir so lange Speise und Trank zu reichen, und dich dabei durchzuprügeln, bis Gott über uns anders beschließen wird." — „Sind denn wir Beide ganz allein hier?" fragte Ferondo. — „Nein", erwiederte der Mönch; „es sind noch Tausende vorhanden, aber du kannst sie so wenig hören oder sehen, als sie dich." Darauf fragte Ferondo: „Wie weit sind wir denn hier wohl von unserer Heimath entfernt?" — „O viele hundert Meilen weit", antwortete der Mönch, „von deinem Dorfe Kackinbettanien." „Den Kukuk auch!" versetzte Ferondo, „das heiß ich doch eine Entfernung! Ich glaube am Ende gar, wenn es so weit ist, wir sind schon ganz aus der Welt heraus." — Mit derlei Reden, bei Essen und Trinken und täglichen Geißelhieben, wurde Ferondo gegen zehn Monate hingehalten, während welcher Zeit sich der Abt mit seiner Frau so manchen kurzweiligen Spaß machte. Wie es nun aber bei solchen Dingen mitunter schief zu gehen pflegt, so geschah es auch hier; denn die Frau gerieth in gesegnete Umstände, und entdeckte noch früh genug ihre Lage dem Abte. Und da waren denn beide der Ansicht, daß es jetzt wohl die höchste Zeit seyn möchte, den Ferondo aus seinem Fegefeuer zu erlösen, auf daß er sich bei seiner Frau einfände, und ihr begreiflich machte, daß er es wäre, welcher ihre Zunahme verschuldet hätte. Zu diesem Zweck ließ der Abt in der folgenden Nacht dem Ferondo mit verstellter Stimme zurufen: „Ferondo, sey gutes Muthes! Der Himmel hat nach seiner ewigen Barmherzigkeit beschlossen, dir die Wiederkehr in die irdische Welt zu gestatten, allwo dir deine Frau ein Kind gebären wird, welches du mit

dem Namen Benedikt benennen sollst, sintemal dir diese hohe Gnade nur durch das Gebet des heiligen Benedikt und nach den vielfältigen Bemühungen seines Namensbruders, des frommen Abtes, und die Ergebungsseufzer deiner Frau widerfährt." — Als Ferondo diese Worte vernahm, wurde er in seinem Innern höchst erfreut, und sagte: „Nun, das ist mir außerordentlich lieb; Gott mag sich dafür selbst belohnen, und auch den Abt, und den heiligen Benedikt, und auch mein süßes Honigweibchen!" — Worauf ihm der Abt wieder so viel von dem Pulver unter den Wein mischte, daß er ungefähr auf vier Stunden einschlief. In dieser Zeit ließ er ihm seine eigenen Kleider wieder anziehen, und ihn in den Sarg zurückbringen, in welchem er beigesetzt worden war. Gegen Anbruch des Morgens kam Ferondo wieder zur Besinnung, und gewahrte durch eine Ritze des Deckels das Licht des Tages, welches er wohl seit zehn Monaten nicht erblickt hatte. Da er sich nun für lebendig hielt, so begann er laut zu rufen: „Macht auf! Macht auf!" und stemmte sich mit solcher Gewalt gegen den Deckel des Sarges, daß es ihm gelang, denselben zu lüften. Er war noch damit beschäftigt, ihn ganz abzuwerfen, als mehrere Mönche, die so eben ihr Morgengebet gesprochen hatten, herzueilten, die Stimme des Ferondo erkannten, und ihn aus dem Grabe steigen sahen. Erschreckt durch die unerhörte Begebenheit, liefen sie davon, und meldeten es ihrem Abte. Dieser that, als ob er so eben von seinem Gebete aufstünde, und sagte: „Fürchtet Euch nicht, meine Kinder! Nehmt das heilige Kreuz und den Weihkessel, und folgt mir nach! Wir wollen sehen, was uns die göttliche Allmacht offenbaren wird!"

Ferondo war mittlerweile, ganz blaß und abgemagert seit der langen Zeit, wo er das Tageslicht nicht

mehr geschaut hatte, aus der Gruft herausgestiegen. Sobald er den Abt erblickte, warf er sich vor ihm auf die Kniee, und sagte: „Verehrungswürdiger Pater, wie ich erfahren habe, so bin ich durch Euer Gebet, wie auch durch die Fürbitte des heiligen Benedikt, und meiner Frau, aus den Qualen des Fegefeuers erlöst worden, und ins Leben wiedergekehrt. Deßhalb bitte ich Gott, daß er Euch dafür ein gutes Jahr und gute Tage, heute so wie allezeit, bescheeren möge!" — Worauf der Abt erwiederte: „Gepriesen sey die Allmacht Gottes! Jetzt, mein Sohn, da dich der Höchste hat wiederkehren lassen, eile sogleich zu deiner Frau, welche seit der Trennung von dir Tag und Nacht in Thränen geschwommen hat, tröste sie nach allen deinen Kräften an Leib und Seele, und sey fortan Gottes Freund und Diener!" — „Das hat man mir schon gesagt", versetzte Ferondo. „Laßt mich nur machen! Ich will sie schon küssen nach Herzenslust, wenn ich sie wiedersehe, denn ich habe sie sehr lieb!" Der Abt that gegen seine Mönche, als ob er sich über dieses Ereigniß außerordentlich verwunderte, und ließ andächtig das Miserere singen. — Ferondo kehrte inzwischen nach dem Dorfe zurück, wo ihm ein Jeder, welcher ihn erblickte, auswich, wie einer Erscheinung, vor der man sich fürchtete. Er aber rief die vor ihm fliehenden Leute zurück, und explicirte ihnen, daß er wieder von den Todten auferstanden wäre. Selbst seiner Frau war nicht ganz wohl in seiner Nähe. Als man sich jedoch nachgerade über den seltsamen Casus beruhigte, und sah, daß er wirklich lebte, und als man ihn ferner allerlei fragte, ertheilte er Allen solchen Bescheid, als ob er viel klüger wiedergekommen wäre, indem er ihnen viele Neuigkeiten von den Seelen ihrer Verwandten erzählte; und so schwatzte er ihnen von sich und von der Situation in dem Fegefeuer

die schönsten Fabeln von der Welt vor; auch theilte er ihnen die Offenbarung mit, welche ihm durch den Mund des Ragniolo Braghiello kundgethan worden war.

Nachdem er nun bald darauf von seinem Weibchen und seinem Hause Possess ergriffen hatte, beschenkte ihn seine Frau mit einem Sohne, welchen er, trotz seiner zehnmonatlichen Abwesenheit, als den seinigen anerkannte, und ihn Benedetto Ferondo taufen ließ. Seine Reden, welche Alle überzeugten, daß er wirklich wieder von den Todten auferstanden wäre, vermehrten den Geruch der Heiligkeit, dessen sich der Abt bereits im höchsten Grad erfreute. Ferondo aber, der wegen seiner Eifersucht mehrfache Schläge bekommen hatte, war von derselben total kurirt, und nahm sich so sehr vor einem Rückfall in Acht, daß er in Zukunft nie mehr die Frau damit plagte. Deßwegen lebte sein Weibchen auch nachher so züchtig, wie vorher; doch gestattete sie, wenn es die Gelegenheit gerade fügte, dem Abte, dem sie so Manches zu verdanken hatte, hin und wieder eine angenehme Unterhaltung.

IX. Novelle.

Giletta von Narbonne heilt den König von Frankreich von einer Fistel, und verlangt dafür den Grafen Bertram von Roussillon zum Gemahl. Dieser heirathet sie wider Willen, und geht aus Verdruß darüber nach Florenz, wo er sich in ein junges Mädchen verliebt, welche er zu beschlafen vermeint, indem er Giletta umarmt. Als diese dann nach der Zeit von ihm Zwillinge bekommt, gewinnt sie der Graf lieb, und ehrt sie als seine Gemahlin.

Da die Königin dem Dioneo ihr Wort halten wollte, so kam die Reihe des Erzählens, nachdem Lauretta geendigt hatte, an sie selbst, und, ohne weitere Aufforderungen von Seiten der Gesellschaft zu erwarten, begann sie denn auch anmuthig folgendermaßen: „Ja, wenn man die Lauretta gehört hat, dann sollte man eigentlich verstummen! Wer kann nach ihr noch weitere Lorbeeren erndten? Wir müssen uns gratuliren, daß sie nicht die Erste war; sonst hätten uns vielleicht wenige von den ersten Geschichten behagt; und ich fürchte sehr, daß es denen, die wir heute noch mitzutheilen haben, nicht bestens ergehen wird. Indeß bitte ich Euch, mit einer vorlieb zu nehmen, die so gut ist, als ich sie Euch gerade zu geben vermag."

In dem Königreich Frankreich lebte nehmlich einst ein Cavalier, Namens Isnard, Graf von Roussillon, der, weil er fortwährend kränkelte, beständig einen berühmten Arzt, welcher Gerard de Narbonne hieß, zur Seite hatte. Dieser Graf nun hatte einen Sohn, Namens Bertram, welcher außerordentlich schön und liebenswürdig war. Mit ihm wurden verschiedene Kinder von gleichem Alter erzogen, und unter diesen befand sich auch eine Tochter des erwähnten Arztes, Namens Giletta. Diese verliebte sich zärtlicher und heftiger in den jungen Grafen, als man von ihrem Alter hätte erwarten sollen. Als nun der Vater des Grafen starb, und der Sohn unter die Vormundschaft des Königs gestellt wurde, hielt dieser es für gut, nach Paris zu gehen. Das Mädchen war darüber ganz untröstlich, und da ihr Vater ebenfalls bald starb, hätte sie sich gern unter einem anständigen Vorwande nach Paris gewendet, um dort Bertram aufzusuchen; jedoch zeigte sich ihr dazu kein Mittel, da sie als eine reiche Erbin unter äußerst strenger Aufsicht

stand. Als sie nun mit der Zeit mannbar wurde, konnte sie sich den jungen Grafen noch immer nicht aus dem Sinne schlagen, und ließ deßwegen manchen vortheilhaften Freier aus dem Garn, welchen ihr ihre Verwandten in Vorschlag brachten, ohne sich jedoch gerade eine Absicht anmerken zu lassen. Da nun Giletta's Leidenschaft neue Nahrung dadurch erhielt, daß die Fama ihren geliebten Bertrand als einen wahren Ausbund aller jungen Männer schilderte, erfuhr sie von ungefähr, daß der derzeitige König in Folge einer schlecht kurirten Geschwulst eine Fistel bekommen habe, welche ihm bedeutende Schmerzen und vieles Unbehagen verursachte. Man erzählte, er habe schon eine Menge von Aerzten consultirt, aber doch noch bei keinem Hülfe gefunden; alle hätten das Uebel nur schlimmer gemacht, und er sey jetzt so verdrießlich, daß er von gar keinem Doktor mehr etwas wissen wolle. Ueber diese Nachricht war die junge Dame höchst erfreut; denn sie glaubte nunmehr nicht nur einen guten Vorwand zu haben, um nach Paris zu gehen, sondern sie hoffte auch, wenn sie sich in dem Namen der Krankheit des Königs nicht irrte, es dahin bringen zu können, daß sie ihren geliebten Bertram zum Gemahl erhielte. Da sie nun von ihrem Vater so mancherlei in der Medicin gelernt hatte, so bereitete sie aus verschiedenen, für diese Krankheit passenden Kräutern ein Pulver, bestieg ein Roß, und eilte nach Paris, wo es ihr erstes Geschäft war, daß sie den Bertram zu sprechen suchte. Erst als ihr dieß gelungen war, erbat sie sich bei dem König Audienz, und fragte ihn, ob er nicht geruhen wolle, sie über sein Uebel näher zu belehren. Der König konnte es ihr bei ihrer Jugend und Schönheit nicht wohl abschlagen, und zeigte ihr seinen Schaden. Als sie denselben gesehen hatte, zweifelte sie nicht daran, ihn heilen zu können, und sagte: „Gnädiger

Herr, wenn es Euch beliebt, so will ich Euch ohne Beschwerde binnen acht Tagen völlig von Eurem Leiden befreien." — Der König mußte innerlich über die Worte des Mädchens lachen, und dachte bei sich selbst: Was wird denn ein junges Frauenzimmer von einer Sache verstehen, gegen welche die größten Aerzte weit und breit nichts auszurichten vermochten! Darum dankte er ihr für ihren guten Willen, antwortete ihr aber, daß er bei sich beschlossen habe, keinen Rath eines Arztes mehr anzunehmen. Darauf erwiederte die junge Dame: „Gnädigster Herr, Ihr verachtet meine Kunst, weil ich noch jung und ein Frauenzimmer bin; allein ich muß Euch dagegen erinnern, daß ich nicht mit meiner Wissenschaft heile, sondern mit der Hülfe Gottes und der Kenntniß Gerards von Narbonne, der mein Vater, und bei seinen Lebzeiten ein sehr berühmter Arzt war." — Nach diesen Worten dachte der König bei sich selbst: „Vielleicht hat mir Gott dieses Mädchen vom Himmel zugesandt; warum sollte ich also nicht versuchen, was sie zu thun vermag, da sie mir verspricht, mich ohne Beschwerde in kurzer Zeit zu heilen?" Er entschloß sich demnach, eine Probe anzustellen, und sagte: „Meine junge Dame! Und wenn Ihr uns nun nicht heiltet, im Falle wir um Euretwillen unserm Entschlusse zuwider handelten, was wolltet Ihr dann, daß mit Euch geschähe?" — „Gnädiger Herr", versetzte das Mädchen, „laßt mich streng bewachen, und wenn ich Euch nicht binnen acht Tagen kurire, nun dann laßt mich verbrennen! Wenn mir aber die Kur gelingt, was habe ich alsdann zu hoffen?" „Ihr scheint noch nicht verheirathet zu seyn", erwiederte der König. „Wenn Ihr Euer Versprechen erfüllt, so werde ich auf eine gute Parthie für Euch denken." — „Gnädigster Herr", versetzte die Jungfrau, „es wäre mir in der That äußerst angenehm,

wenn Ihr mich nach Wunsche zu verheirathen geruhen wolltet; jedoch müßtet Ihr mir dann auch den Mann geben, welchen ich selbst von Euch verlangte, Eure Prinzen und Euer ganzes königliches Haus ausgenommen." — Der König versprach ihr, dieß zu thun. Die Jungfrau begann nun ihre Kur, und noch ehe der bestimmte Termin verstrichen war, hatte sie den König gesund gemacht, worüber sich der König hoch erfreute, und gestand, daß sie ihren Gemahl verdient habe. — „Gut, gnädigster Herr", versetzte das Mädchen; „so habe ich denn also den Grafen Bertram von Rouſſillon verdient, den ich schon von Jugend an zu lieben anfing und jetzt noch liebe." — Dem Könige schien ihre Forderung keine Kleinigkeit. Weil er ihr jedoch sein Wort gegeben, so hielt er es nicht für ziemlich, es zu brechen. Er ließ daher den Grafen von Rouſſillon vor sich kommen, und sprach zu ihm: „Bertram, Ihr seyd jetzt mündig geworden, und wir wollen Euch deßhalb von nun an Eure Grafschaft selbst regieren lassen; auch werden wir Euch eine Jungfrau mitgeben, die wir Euch zur Gemahlin ausersehen haben." — „Eine Jungfrau, gnädigster Herr?" fragte Bertram; „und wer wäre denn diese Dame?" — „Dieselbe", versetzte der König, die uns durch ihre Medicin von unserm Uebel befreite!" — Bertram, der sie gesehen hatte und kannte, fand sie nun zwar schön; da sie jedoch nicht von einem Geschlecht abstammte, das seinem hohen Adel geziemte, so gab er unmuthig zur Antwort: „Gnädiger Herr, so wollt Ihr mir denn also eine Quacksalberin zur Frau geben? Davor bewahre mich der Himmel, daß ich jemals ein solches Frauenzimmer zur Gemahlin nehmen sollte!" — Hierauf erwiederte der König: „So wollt Ihr denn also, daß wir unser Wort brechen sollen, welches wir, um unsere Gesundheit wiederzuerlan-

gen, dem Mädchen gaben, das Euch nun als Lohn zum Manne verlangt?" — „Gnädiger Herr", versetzte Bertram: „Nehmt mir in Gottesnamen Alles, was mein ist, und verkauft mich als Sklaven, an wen Ihr wollt; aber das schwöre ich Euch zu, daß ich mich zu dieser Heirath nun und nimmermehr verstehen werde!" — „Das wird sich finden", sagte der König; „das Mädchen ist hübsch und verständig, und hat eine große Liebe zu Euch, weßhalb zu hoffen steht, daß Ihr mit ihr weit glücklicher fahren werdet, als mit mancher Andern von weit höherem Stande." — Bertram schwieg, und der König ließ jetzt große Anstalten zu einem glänzenden Hochzeitsfeste treffen. Als nun der bestimmte Tag gekommen war, reichte Bertram höchst ungern in Gegenwart des Königs seine Hand dem Mädchen, das ihn über Alles liebte. Nachdem die Feierlichkeiten vorüber waren, beurlaubte er sich nach seinem schon vorher gefaßten Entschluß bei dem Könige, das Beilager erst in seiner Grafschaft zu vollziehen, bestieg sein Roß, und wandte sich nicht nach Rouſſillon, sondern nach Toscana. Da er nun dort hörte, daß die Florentiner mit den Sienesern in einer Fehde begriffen waren, so trug er ihnen seine Dienste an. Er wurde sogleich mit offnen Armen aufgenommen, und man ernannte ihn zum Anführer eines Geschwaders. Und weil man ihn gut besoldete, so blieb er eine geraume Zeit an diesem Posten.

Die junge Frau war nicht froh darüber, daß die Sache eine solche Wendung nahm, doch hoffte sie, durch ihr gutes Betragen den Grafen in seine Heimath zurückzubringen. Sie reiste daher nach Rouſſillon, wo sie von Allen als Gebieterin aufgenommen wurde. Sie fand dort, nach der langen Abwesenheit des Grafen, Alles in der größten Unordnung; doch wußte sie, als eine kluge

Dame, bald alle Verwirrungen ins Reine zu bringen. Dadurch erwarb sie sich die Achtung der Unterthanen, welche es dem Grafen sehr übel auslegten, daß er ihren Werth so wenig zu schätzen wußte. Nachdem sie nun die Ordnung im Lande wieder hergestellt hatte, ertheilte sie dem Grafen durch zwei Edelleute davon Kunde, und ließ ihm sagen, wenn er etwa aus Abneigung gegen sie sein Land vermiede, so möchte er ihr dieß nur offen erklären, indem sie bereit sey, in diesem Falle aus Liebe zu ihm die Gegend zu verlassen. — Der Graf gab die harte Antwort: „Sie mag thun, was sie für gut erachtet! Aber ich für mein Theil werde nicht eher zu ihr kommen und mit ihr leben, als bis sie diesen Ring am Finger und ein Kind, das ich mit ihr gezeugt habe, auf dem Arme trägt." — Auf diesen Ring legte der Graf einen besondern Werth, und that ihn nie vom Finger, weil er gewisse ganz besondere Eigenschaften haben sollte.

Als nun die beiden Edelleute diese zwei harten Bedingungen vernahmen, bei welchen augenscheinlich bloß von reiner Unmöglichkeit die Rede war, und als sie sahen, daß der Graf auf keine Weise von seinem Vorsatz abzubringen seyn würde, so blieb weiter nichts übrig, als jetzt zu der Dame zurückzukehren, und ihr die Antwort ihres Gemahls zu melden. Sie wurde durch dieselbe außerordentlich betrübt; indeß gab sie nach einer Weile dumpfen Hinbrütens die Hoffnung doch nicht gänzlich auf, beide Dinge möglich zu machen, und so ihren Gemahl wiederzugewinnen. Wenigstens beschloß sie, damit einen Versuch zu machen. Sobald sie sich demnach einen Plan entworfen hatte, berief sie einige der ältesten und tüchtigsten Männer aus der Gesellschaft, und trug ihnen, ganz der Wahrheit getreu und der Ordnung nach, vor, was sie aus Liebe zu dem Grafen gethan, und welchen Lohn

sie dafür empfangen habe. Sie beschloß damit, daß sie nicht gesonnen sey, durch ihr längeres Verweilen den Grafen von seinem Lande fern zu halten, sondern daß sie lieber den Rest ihres Lebens bloß zu Pilgerfahrten und wohlthätigen Werken zum Heil ihrer Seele verwenden wolle. Deßhalb ersuchte sie denn jene Männer, sich der Regierung und der Sorge für das allgemeine Wohl eifrigst anzunehmen, und den Grafen davon in Kenntniß zu setzen, daß sie das Land mit dem Vorsatz verlassen habe, Rousfillon in ihrem Leben nie wieder zu betreten. Während ihren Worten vergossen die edlen Männer viele Thränen, und beschworen sie, ihren Entschluß aufzugeben, und bei ihnen zu bleiben; aber alle ihre Bitten blieben vergeblich. Die Dame empfahl sie darauf sämmtlich dem Schutz des Höchsten, und trat dann in Pilgerkleidern mit einem ihrer Vettern und mit einem Kammermädchen, mit Gold und einigen Kostbarkeiten versehen, ihren Weg an. Ohne Jemand merken zu lassen, wohin sie sich wenden wolle, setzte sie ihre Reise fort, und rastete unterwegs nicht eher, als bis sie Florenz erreicht hatte. Dort kehrte sie bei einer ehrbaren Wittwe ein, und bemühte sich, in ihrer Pilgertracht, Nachrichten von ihrem Gemahle einzuziehen. Schon am folgenden Tage sah sie Bertram mit seinem Gefolge vorüberreiten. Obwohl sie ihn nun recht gut erkannte, so fragte sie doch ihre Wirthin, wer er wäre. Diese erwiederte: „Er ist ein fremder Cavalier, der sich Graf Bertram nennt, ein sehr leutseliger Herr, welcher hier allgemein beliebt ist, und der sich in eine meiner Nachbarinnen sterblich verliebt hat, die zwar von Adel, aber dabei sehr arm ist. Ich muß sagen, sie ist ein äußerst ehrbares Mädchen, die nur ihrer Armuth wegen bis jetzt noch keinen Mann fand, und sie lebt bei ihrer Mutter, einer klugen und redlichen Frau. Vielleicht hätte

sie, wenn ihre Mutter nicht gewesen wäre, sich schon bewegen lassen, dem Grafen Gehör zu geben." — Die Gräfin schrieb sich diese Worte hinters Ohr, erkundigte sich nach allen einzelnen Umständen, und entwarf darauf ihren Plan. Nachdem sie also den Namen und das Haus der Dame, deren Tochter von dem Grafen geliebt werde, erfahren hatte, ging sie eines Tages, ohne Jemand ein Wort davon zu sagen, in ihrer Pilgertracht zu ihnen. Sie fand sowohl Mutter als Tochter in ziemlich dürftigen Umständen, begrüßte sie, und sagte der Ersteren, sie wünsche etwas mit ihr zu sprechen. Die Edelfrau ging darauf mit ihr in ein Nebenzimmer, wo die Gräfin, nachdem sie Platz genommen, also anhob: „Madonna, ich glaube, Fortuna hat uns beide nicht zu ihren Lieblingen auserkoren; wenn Ihr aber wolltet, so könntet Ihr doch vielleicht sowohl mich, als auch Euch glücklich machen." — Die Dame erwiederte, sie wünsche nichts so sehr, als ihre Lage auf eine anständige Weise zu verbessern. Die Gräfin versetzte: „ich bin geneigt, mich Euch anzuvertrauen. Wenn Ihr es Euch aber einfallen lassen solltet, mich zu verrathen, so würdet Ihr unsere beiderseitigen Hoffnungen zu Grunde richten." „Gewiß", sagte darauf die Dame, „Ihr könnt mir anvertrauen, was Ihr wollt; seyd ganz fest versichert, daß ich Euch nicht verrathen werde!" — Jetzt erzählte ihr die Gräfin, wer sie wäre, den Anfang ihres Liebesverhältnisses und Alles, was ihr bis auf denselbigen Tag widerfahren war, so ausführlich, daß die Dame, die schon anderseits von ihren Schicksalen gehört hatte, großes Mitleiden mit ihr empfand. Als sie zu Ende war, setzte sie noch die paar Worte hinzu: „Ihr habt vernommen, welche zwei Dinge ich erlangen muß, um in den Besitz meines Gemahls zu kommen. Wenn nun darin die Fama nicht lügt, daß der Graf Eure Toch-

ter auf das Zärtlichste liebt, so sehe ich ein, daß nur Ihr allein mich in den Besitz dieser beiden Dinge zu bringen vermögt." — Worauf ihr die Edeldame erwiederte: „In der That, ich kann nicht genau wissen, ob der Graf meine Tochter liebt; aber sein ganzes Benehmen läßt es mit Sicherheit vermuthen. Aber was kann ich eigentlich dazu beitragen, Euch zu Eurem Ziele zu verhelfen?" — „Das will ich Euch sagen", versetzte die Gräfin, „und Ihr sollt auch hören, was Ihr von mir zu erwarten habt, wenn Ihr mir behülflich seyd. Ich sehe, Eure Tochter ist schön und in mannbarem Alter, und sie würde, wie ich gehört habe, schon längst vermählt seyn, wenn es ihr nicht an Vermögen fehlte. Aus Dankbarkeit nun für den Dienst, welchen ich von Euch wünsche, mache ich mich anheischig, ihr eine Aussteuer zu geben, die Ihr Eurem Stande angemessen haltet." — Der Dame, welche bedürftig war, behagte dieses Anerbieten; doch war sie auch ehrlich genug, um zu fragen: „Jetzt sagt mir aber erst einmal, Madonna, was kann ich für Euch thun? Wenn es sich für mich schickt, so will ich Euch mit Vergnügen zu Gebote stehen, und dann könnt Ihr thun, was in Eurem Belieben steht." — Die Gräfin erwiederte darauf: „Zu meinem Zweck ist es nöthig, daß Ihr durch Jemand, auf den man sich verlassen kann, dem Grafen, meinem Gemahl, melden lasset, Eure Tochter sey bereit, seine Wünsche zu erfüllen, falls sie versichert seyn könne, daß er sie so zärtlich liebe, wie er vorgebe. Doch davon könne sie sich nicht eher überzeugen, als bis er ihr den Ring zuschicke, den er immer am Finger trage, weil sie gehört habe, daß er einen besondern Werth auf denselben lege. Wenn er Euch nun diesen Ring sendet, so gebt ihn mir, und laßt ihm darauf melden, Eure Tochter sey bereit, sich in seine Wünsche zu fügen, und wenn er dann bei Euch erscheint,

so laßt mich insgeheim bei ihm die Stelle Eurer Tochter vertreten. Vielleicht erzeigt mir Gott die Gnade, daß ich schwanger werde, und daß ich dann, mit dem Ringe am Finger und einem Söhnchen von ihm auf dem Arme, meinen Gemahl bewege, mich so aufzunehmen, wie ein Mann sein Weib aufnehmen soll; und das werde ich dann Euch verdanken." — Der Edeldame schien es bedenklich, und sie besorgte sehr, es möchte eine Schande für ihre Tochter daraus entstehen; da sie indeß bedachte, daß die Gräfin mit allem Recht ihren Mann zurückerhalte, und sie sich also für eine edle Absicht thätig erweise, so gab sie, im Vertrauen auf ihre ehrbare Neigung, ihr nicht allein das Versprechen, sondern verschaffte sich auch nach etlichen Tagen auf vorsichtige und geheime Weise den Ring, so ungern ihn auch der Graf hergab. Und so glückte es ihr gleichfalls, dem Grafen statt ihrer Tochter seine Gemahlin unterzuschieben, und der Gräfin auf diese Art mehr als Eine Zusammenkunft mit ihrem Gemahl zu verschaffen, der sie am Morgen beim Scheiden öfters mit kostbaren Kleinodien beschenkte, welche die Gräfin alle sorgfältigst aufbewahrte. Der Himmel segnete auch ihre keuschen Umarmungen mit Zwillingsbrüdern, wie sich in der Folge zeigte. Sobald sie ihre Schwangerschaft bemerkte, wollte sie die gute Frau nicht weiter belästigen, sondern sprach zu ihr: „Madonna, Gott und Euch sey Dank! Ich habe nun das Ziel meiner Wünsche erreicht, und jetzt ist es Zeit, daß ich abreise, und mich Euch erkenntlich beweise." — Die Edelfrau erwiederte: „Frau Gräfin, es macht mir die größte Freude, wenn Ihr das erlangt habt, was Euch am Herzen lag. Gelang es mir, erfolgreich dabei mitzuwirken, so ist dieß nicht in der Hoffnung eines Lohns geschehen, sondern bloß, um ein gutes Werk zu thun, und eine allgemeine Menschenpflicht zu erfüllen."—

„Madonna", versetzte die Gräfin, „ich lobe diese Eure Gesinnung, und so werde ich Euch denn, was Ihr von mir verlangt, nicht als eine Belohnung geben, sondern gleichfalls nur um ein gutes Werk zu thun, und eine allgemeine Menschenpflicht zu erfüllen." — Die gute Frau machte aus der Noth eine Tugend, und erbat sich mit verschämter Miene hundert Gulden, um ihre Tochter auszustatten. Da die Gräfin ihre Schaam und ihre demüthigen Blicke bemerkte, so schenkte sie ihr fünfhundert Gulden, und dazu schönes und kostbares Geschmeide, das wohl eben so viel werth seyn mochte; so daß die Dame mehr als überflüssig zufrieden war, und kaum Worte finden konnte, ihren Dank auszusprechen; worauf sich die Gräfin verabschiedete, und nach ihrem Gasthof zurückkehrte.

Um dem Grafen in Zukunft die Gelegenheit abzuschneiden, bei ihr Besuche zu machen, zog die Edeldame mit ihrer Tochter jetzt auf das Land zu ihren Anverwandten; Bertram selbst aber kehrte nach dringenden Einladungen aus der Heimath, als er hörte, daß sich die Gräfin entfernt habe, nach Haus zurück.

Als die Gräfin Kunde davon erhielt, daß Bertram Florenz verlassen, und nach seiner Grafschaft abgereist sey, erwartete sie zu Florenz ihre Niederkunft. Dort wurde sie von zwei Knaben entbunden, welche ihrem Vater wie aus dem Auge geschnitten waren. Sie ließ diese beiden Kinder mit größter Sorgfalt stillen, und als sie glaubte, daß es Zeit sey, machte sie sich auf, und ging incognito bis nach Montpellier. Dort verweilte sie ein paar Tage, und zog Erkundigungen ein, wo sich der Graf aufhielte. Als sie hörte, daß er am Allerheiligentage zu Roussillon ein großes Festmahl geben würde, reiste sie dahin in derselben Pilgertracht, in welcher sie fort-

gewandert war. Wie sie nun vernahm, daß alle Gäste bereits im Schlosse des Grafen versammelt wären, und so eben im Begriffe stünden, zur Tafel zu gehen, trat sie in ihrer Pilgerkleidung mit den beiden Knäblein unter den Armen in den Saal, ging mitten durch alle anwesenden Herren und Damen gerade auf den Grafen zu, warf sich vor ihm auf die Kniee, und sagte weinend: „Mein Gebieter, ich bin Eure unglückliche Gemahlin, welche lange Zeit vielen Jammer erduldete, um Euer Haus frei und ledig zu lassen. Jetzt beschwöre ich Euch nun bei Gott, daß Ihr mir die Bedingungen haltet, welche Ihr mir durch die zwei Edelleute auferlegt habt. Seht, hier ist nicht nur Einer, sondern hier sind zwei Söhne von Euch, und hier ist Euer Ring! Es ist demnach jetzt Eure Pflicht, daß Ihr mir Eure Zusage erfüllt, und mich als Eure Gemahlin anerkennt!" — Der Graf gerieth in die größte Bestürzung, als er diese Worte hörte; denn er erkannte theils den Ring, theils auch die Kinder, die seine leibhaftigen Ebenbilder waren. „Aber mein Himmel, wie ist das möglich?" fragte er, ganz außer sich vor Erstaunen. Die Gräfin setzte ihm jetzt auseinander, wie Alles zugegangen war, zu großer Verwunderung des Grafen und aller Andern, welche zugegen waren. Als sich nun der Graf von der Wahrheit ihrer Worte überzeugte, die zwei schönen Knaben ins Auge faßte, und ihre Standhaftigkeit und Klugheit bedachte, entsagte er seinem eigensinnigen Ahnenstolze, hob die Gräfin auf, schloß sie in seine Arme, küßte sie, und erkannte sie öffentlich für seine Gemahlin, und ihre Kinder für die seinigen. Die Letzteren ließ er darauf ihrem Stande gemäß kleiden und schmücken, und machte zur Freude aller Anwesenden und seiner Unterthanen, welche davon hörten, nicht nur diesen, sondern auch noch mehrere darauf folgende Tage zu Freudenfesten. Von der

Zeit an lebte er mit ihr höchst glücklich, und erwies ihr alle Zärtlichkeit und Ehre, die einer Gemahlin gebührt.

X. Novelle.

Alibech wird Eremitin, und der Mönch Rustico lehrt sie, wie man den Teufel in die Hölle schickt. Später kehrt sie zurück, und wird die Frau des Neerbal.

Als Dioneo sah, daß die Erzählung der Königin, welcher er aufmerksam zugehört hatte, zu Ende war, hob er, als der Letzte, dem es jetzt noch oblag, etwas zum Besten zu geben, lustig folgendermaßen an:

Meine schönen Damen, ihr habt wahrscheinlich noch nie davon gehört, wie der Teufel in die Hölle geschickt wird. Und so will ich denn euch darüber jetzt Auskunft geben, ohne mich weit von meiner Aufgabe zu entfernen, von welcher ihr heute den ganzen Tag über gesprochen habt. Wenn ihr es gelernt habt, so könnt ihr vielleicht dadurch noch einmal eure Seelen retten; auch werdet ihr aus dieser Geschichte ersehen, daß, obgleich der Gott Amor die heiteren Paläste lieber bewohnt, als dürftige Hütten, er doch zuweilen auch unter dichtem Gebüsch, auf hohen Gebirgen und in einsamen Höhlen seine Macht zeigt, woraus ihr bemerken könnt, daß seiner Macht Alles unterworfen ist.

Doch um zur Sache zu kommen: In der Stadt Capsa, in der Barbarei, lebte vor Zeiten ein reicher Mann, der nebst andern Kindern auch eine schöne Tochter, Namens Alibech hatte. Weil dieselbe nun keine Christin

war, und von vielen Christen, welche in der Stadt wohnten, den christlichen Glauben und den Gottesdienst der Christen sehr loben hörte, fragte sie eines Tages Jemanden, auf welche Art und Weise man wohl Gott am leichtesten dienen könne. Man sagte ihr, daß diejenigen Gott am besten dienten, die sich von der Welt am meisten zurückzögen, wie zum Beispiel die Einsiedler, welche sich in der thebaischen Wüste aufhielten. — Alibech, ein unschuldiges Mädchen von erst vierzehn Jahren, machte sich nun, nicht aus eigentlichem Verlangen nach einem geistlichen Leben, sondern aus einem rein kindischen Triebe, ohne Jemand ein Wort davon zu sagen, auf, und ging am nächsten Morgen nach der thebaischen Wüste, woselbst sie auch, nachdem sie in ihrem ersten Eifer alle Mühseligkeiten der Reise glücklich überstanden hatte, ganz gesund und wohl anlangte. Hier wandte sie sich nach der ersten Hütte, welche sie erblickte, wo sie einen heiligen Mann an der Thüre stehen sah, der, höchlichst verwundert über ihr Erscheinen, sie fragte, was sie hier wolle. Sie erwiederte, sie fühle sich von Gott begeistert, und hege den Wunsch, sich seinem Dienste zu weihen, und Jemand anzutreffen, der sie darin unterrichtete. Der gute Mann, der ihre Schönheit sah, und fürchtete, wenn er sie bei sich behielte, so möchte ihm der Teufel einen Streich spielen, lobte ihren Entschluß, gab ihr Wurzeln, wilde Aepfel und Datteln zu essen und Wasser zu trinken, und sagte: „Meine Tochter, nicht weit von hier wohnt ein frommer Mann, der es viel weiter in dem heiligen Leben gebracht hat, als ich. Ich rathe dir, dich an ihn zu wenden.“—Er zeigte ihr auch darauf den Weg bis zur nächsten Klause, und auf diese Art wurde sie von Einem bis zu dem Andern weiter geschickt, bis sie am Ende zu der Zelle eines frommen, andächtigen Einsiedlers, Namens Rustico gelangte,

welchem sie in gleicher Weise, wie den Andern, ihr Anliegen vortrug. — Rustico glaubte eine Gelegenheit gefunden zu haben, seine Selbstverleugnung auf eine Probe zu stellen, und schickte sie daher nicht, wie die Andern, fort, sondern behielt sie bei sich in der Hütte. Als der Abend einbrach, bereitete er ihr in einem Winkel ein Lager von Palmenblättern. Als dieß geschehen war, säumten die Versuchungen nicht lange, die Standhaftigkeit des Einsiedlers zu bekämpfen. Da der böse Feind den Rustico lange in Ruhe gelassen hatte, so wurde er jetzt durch diesen plötzlichen Ueberfall desselben um desto leichter überwunden. Er vergaß mit einemmale alle seine frommen Gedanken, Gebete und Bußübungen, und beschäftigte seine Phantasie ganz allein mit der Jugend und Schönheit des Mädchens, und mit Plänen, wie er es wohl anfangen wollte, bei ihr zu seinem Zweck zu gelangen, ohne sich der Leichtfertigkeit verdächtig zu machen. Er legte ihr demnach erst einige Fragen vor, und überzeugte sich bald durch ihre Antworten, daß sie in den Geheimnissen der Liebe noch völlig unerfahren war; daher er auf den Einfall kam, sie unter dem Anschein eines verdienstlichen Werkes sich willig zu machen. Er hob demnach also an, ihr zuerst weitläuftig auseinanderzusetzen, welch ein geschworner Feind Gottes der Teufel wäre, und führte ihr dann zu Gemüthe, daß man dem lieben Gott keinen größeren Dienst erzeigen könne, als wenn man den Teufel in die Hölle schicke, wohin ihn unser Herrgott verbannt habe. — „Auf welche Art ist das aber zu machen?" fragte das Mädchen. — „Das will ich dich bald lehren", versetzte Rustico; „thue jetzt nur sogleich einmal ganz dasselbe, was du mich thun siehst!" Bei diesen Worten warf er seine leichte Bekleidung ab, und stürzte ganz nackt, während das Mädchen ihn in Allem nachahmte, auf die Knie,

als ob er beten wollte. — Indem nun der Eremit nicht nicht nur alle Reize des jungen Mädchens schaute, sondern auch in Berührung mit ihr kam, wirkte dies Alles so mächtig auf ihn ein, daß das Wetterglas seiner Liebe von Punkt zu Punkt höher stieg. Als Alibech das Phänomen bemerkte, fragte sie: „Aber Herr Pater, was ist denn das eigentlich für ein Ding, was Ihr da habt, und das mir fehlt?" — „Ach, meine Tochter", versetzte Rustico, das ist eben der Teufel, von dem ich dir gesagt habe, und, wie du siehst, so setzt er mir so schrecklich zu, daß ich es gar nicht mehr aushalten kann." — „Nun, Gott sey Dank", erwiederte Alibech, daß ich von keinem solchen Teufel geplagt werde!" — „Daran sprichst du sehr recht", versetzte Rustico; aber du hast auch wieder etwas, was mir fehlt". — „Und was wäre denn das?" fragte Alibech. — „Du hast die Hölle", erwiederte Rustico, und ich glaube, du bist mir zugesandt worden, um meine Seele zu erretten. Wenn du nun so viel Erbarmen mit mir hättest, daß du mir erlaubtest, den Teufel, der mich so sehr quält, in die Hölle zu schicken, so würdest du mir eine Wohlthat, und Gott einen großen Dienst erzeigen." — Das Mädchen antwortete naiv: „Herr Pater, wenn Ihr den Teufel, und ich die Hölle habe, so schickt nur den Teufel hinein, so weit Ihr wollt. — Hierauf sprach Rustico: „Sey gesegnet, meine Tochter; gehen wir also, und sperren ihn hinein, auf daß er mich nachher in Ruhe lasse." — Nach diesen Worten lehrte er sie, diesen hartnäckigen Feind Gottes einzukerkern, und da sie den Teufel noch nie kennen gelernt hatte, so sagte sie: „Herr Pater, der Teufel ist doch wohl ein rechter Schurke, daß er sogar in der Hölle Unheil anstiftet! — „Das thut er aber nicht immer", versetzte Rustico, und wußte es so einzurichten, daß der Teufel

am Ende den Muth sinken ließ, und ihm nicht weiter zusetzte. — In der Folge fand Alibech immer mehr Geschmack an ähnlichen Unterhaltungen mit Rustico, und sagte einst zu ihm: „Die guten Christen in Capsa hatten doch wohl Recht, als sie sagten, daß der Dienst Gottes das Süßeste auf Erden sey, denn ich entsinne mich in der That nicht, daß mir etwas ein größeres Vergnügen gemacht hätte, als den Teufel in der Hölle stecken zu sehen; ich halte deßwegen auch Jeden für ein dummes Vieh, der sich nicht dem Dienste Gottes widmet." — Aus diesem Grunde kam sie denn nun oft zu Rustico, und sagte: „Ehrwürdiger Herr Pater, ich erscheine hier vor Euch, um Gott zu dienen und nicht müßig zu gehen. So kommt denn, und laßt uns den Teufel in die Hölle schicken!" Bei dieser Beschäftigung bemerkte sie auch wohl zuweilen: „Rustico, ich weiß doch aber gar nicht, warum der Teufel wieder aus der Hölle herausgeht; denn wenn er so gern drin wäre, als wie ihn die Hölle aufnimmt, so würde er immer drin bleiben." Während nun das junge Frauenzimmer den Rustico auf gleiche Weise zum Gottesdienste einlud, hatte sie ihm allmählig die Wolle aus der Jacke gezupft, so daß er fror, wenn ein Anderer geschwitzt hätte. Deßhalb sagte er denn nachgerade dem Mädchen, man müsse den Teufel nur dann in die Hölle schicken und strafen, wenn er sein Haupt hochmüthig erhöbe. Wir aber haben ihm vor der Hand dermaßen die Hölle heiß gemacht, daß er jetzt Gott bittet, ihn in Ruhe zu lassen. Dadurch brachte er das Mädchen auf einige Zeit zum Schweigen. Als sie aber sah, daß sie Rustico gar nicht weiter aufforderte, den Teufel in die Hölle heimzuschicken, so sagte sie eines Tages zu ihm: „Rustico, wenn dein Teufel jetzt abgestraft ist, und dich nicht mehr plagt, so läßt mir dagegen meine Hölle nicht

mehr Ruhe. Und du würdest ein gutes Werk an mir thun, wenn du mit deinem Teufel die Wuth meiner Hölle bezähmen wolltest, wie ich dir ja auch mit meiner Hölle dazu geholfen habe, deinem Teufel seinen Uebermuth auszutreiben.“ Rustico, der nur von Wurzeln und Wasser lebte, gestand jetzt endlich ein, Ein Teufel wäre zu wenig für die Hölle; doch werde er thun, was er vermöge, und befriedigte sie ein paarmal; aber er wurde davon so schwach, und dieß geschah so selten, daß es nicht mehr sagen wollte, als wenn man einem Löwen eine Bohne in den Rachen wirft. Auch war das Mädchen, die Gott nicht so, wie sie gerne möchte, zu dienen glaubte, damit gar nicht zufrieden. Während jedoch auf diese Art zwischen dem Teufel des Rustico und der Hölle der Alibech, in Folge des allzuvielen Verlangens auf der einen, und allzugroßer Schwäche auf der andern Seite, Streit obwaltete, geschah es, daß in Capsa Feuer ausbrach, und der Vater der Alibech mit allen seinen Kindern und seinem ganzen Hause verbrannte, so daß Alibech sein ganzes Vermögen erbte. Als dieß ein gewisser junger Mann, Namens Neerbal, hörte, welcher all sein Geld mit Liebschaften durchgebracht hatte, machte er sich auf, um sie zu suchen, und er traf es so glücklich, sie noch vorher zu finden, ehe der Hof in Ermangelung rechtmäßiger Erben die Hinterlassenschaft an sich zog. Er nahm sie zur Frau, und gerieth somit in den Besitz ihres großen Vermögens. Jetzt führte er sie, zur großen Freude des Rustico, aber gegen ihren Willen, nach Capsa zurück. Ehe er sie heimholte, ward sie von andern Weibern gefragt, womit sie Gott in der Wüste gedient hätte. Worauf sie antwortete: „Sie habe den Teufel dort in die Hölle geschickt, und Neerbal habe nicht wohl daran gethan, daß er sie von diesem Gottesdienste abgezogen. Als

sie darauf die Weiber fragten, wie man den Teufel in die Hölle schicke, und das Mädchen es ihnen mit Worten und Zeichen erklärte, lachten sie laut auf, und sagten ihr, Neerbal würde sie in diesem guten Werke nicht stören. Die Geschichte ging jetzt von Munde zu Munde, und der Ausdruck: „den Teufel in die Hölle schicken", wurde zur sprüchwörtlichen Redensart, nicht bloß in Capsa, sondern selbst diesseits des Meeres, bis auf den heutigen Tag. Deßhalb, meine jungen Damen, müßt auch ihr, denen die Gnade Gottes noth thut, lernen, den Teufel in die Hölle zu schicken, denn das ist nütz und angenehm für beide Theile, und es pflegt viel Gutes darnach zu kommen.

Mehr als tausendmal hatte die Geschichte des Dioneo die sittsamen Mädchen zum Lachen gebracht, so viel Spaß machte sie ihnen. Als er zu Ende war, glaubte die Königin, daß es Zeit wäre, ihre Regierung niederzulegen. Sie nahm daher jetzt den Lorbeerkranz von ihrem Haupte, und setzte ihn mit schalkhaftem Lächeln dem Philostrato auf. — „Laßt uns jetzt einmal sehen", sagte sie, „ob die Wölfe die Schaafe besser hüthen werden, als die Schaafe die Wölfe gehüthet haben!" — „Wenn es nach meinem Sinne gegangen wäre", versetzte Philostrato, „so hätten die Wölfe die Schaafe gelehrt, den Teufel in die Hölle zu schicken, so gut wie Bruder Rustico. Und so nennt uns denn nicht Wölfe, da Ihr Euch nicht als Schaafe benommen habt. Da Ihr mir indeß das Regiment übergebt, so will ich mein Reich regieren." „Höre, Philostrato," versetzte Neiphile, „wenn Ihr es recht beginnen wolltet, so hättet Ihr uns klug machen sollen, wie Masetto die Nonnen, und Eure Sprache nicht eher wiederbekommen, als bis wir Alle das Pfeifchen ohne Meister

hätten blasen können." — Als Philostrato fand, daß, wenn er Pfeile abschickte, sie dagegen mit Sicheln zurückkamen, zog er die Hörner ein, und trat seine Regierung an. Zuerst ließ er den Haushofmeister kommen, und erkundigte sich bei ihm, wie die Sachen stünden. Dann ordnete er mit vielem Verstande für die Dauer seines Regimentes an, was ihm ziemlich und zur Erheiterung der Gesellschaft passend erschien, und wandte sich, nachdem dieß geschehen war, mit folgenden Worten zu den Frauenzimmern: „Schöne Damen, seitdem ich das Gute von dem Bösen unterscheiden lernte, war ich zu meinem Unglück, wegen der Schönheit der Einen oder Andern unter Euch, dem Gott Amor immer als Sklave unterworfen. Doch weder meine Unterthänigkeit, noch mein Gehorsam, noch das Bemühn, mich nach allen Kräften in die Grillen und Launen meiner Gebieterinnen zu schicken, hat mich weiter gebracht, als daß man mich zuerst einem Andern aufopferte, und daß es mir darauf nur um so schlimmer ergangen ist; und so wird es mir wohl auch nun gehen bis an mein seliges Ende. Deßhalb wünsche ich, daß morgen von Nichts die Rede sey, als von Gegenständen, welche zu meinem Zustande passen, ich meine hiermit nämlich: von lauter solchen Personen, deren Liebe ein trauriges Ende nahm. Denn auch ich sehe in Betreff meiner Liebe einem gleich unglücklichen Schicksal entgegen, und deßhalb hat mir auch Einer, der mich ganz verstand, den Namen gegeben, bei welchem Ihr mich Alle nennt."

Nach diesen Worten stand er auf, und beurlaubte Alle bis zum Nachtessen. Der Garten, in welchem sie weilten, war so schön und angenehm, daß Niemand hinausging, um anderswo Vergnügen zu suchen. Vielmehr unterhielt man sich damit, weil sich die Sonne bereits neigte,

die Rehe und Kaninchen zu verfolgen, welche luſtig um ſie herumſprangen. Dioneo und Fiametta ſangen das Liedchen von Wilhelm und der Dame von Verjü. Philomena und Pamphilo ſpielten Schach; und ſo vertrieb ſich ein Jedes die Zeit auf beliebige Weiſe, bis neben dem ſchönen Springbrunnen die Tafel gedeckt war, und in heiterſter Laune zu Nacht geſpeist wurde. Philoſtrato, um nicht von denen abzuweichen, die vor ihm regiert hatten, befahl nach aufgehobener Tafel der Lauretta, einen Tanz aufzuführen, und ein Lied zu ſingen. „Signor", erwiederte ſie, „fremde Lieder weiß ich nicht, und von denen, welche ich auswendig kann, fällt mir keines ein, das einer ſo luſtigen Geſellſchaft völlig willkommen ſeyn würde. Wenn Ihr indeß eins davon hören wollt, ſo bin ich mit Vergnügen bereit, euch eins vorzutragen." — Der König verſetzte darauf: „Nichts von dir kann anders, als ſchön und anmuthig ſeyn; und deßhalb ſinge denn das erſte beſte Lied, welches du ſingen kannſt! Da hob denn Lauretta mit lieblicher Stimme, aber etwas melancholiſchem Ausdruck folgendes Lied an, in deſſen Melodie die Uebrigen zum Chor alle mit einſtimmten:

„O, wer hat Schmerz empfunden,
Mit ſolchem Grund, zu klagen,
Als ich, die ich von Qual rings bin umwunden!
Der Herr, dem Erd' und Himmel zitternd weichen,
Hat mich zu ſeiner Luſt gemacht,
So ſchön und liebenswürdig ohne gleichen,
Daß, wer hienieden himmelwärts gedacht,
Der Schönheit fäh' ein Zeichen,
Die droben ſeinem Blick entgegenlacht;
Indeß der Erde Nacht
Begriff nicht meine Reize,
Hat lieblos keinen Reiz an mir gefunden.

Zwar lebt' ein Jüngling einst, der voll Verlangen,
Wo ich noch zart und klein,
Mit Arm und mit Gedanken mich umfangen,
Aus meinen Blicken sog er Flammen ein;
Die Zeit, die schnell vergangen,
Verwandt' er nur, zu Diensten mir zu seyn.
Ich mußte mich ihm weih'n,
Und hielt ihn meiner würdig;
Jetzt aber, ach, ist dieses Glück verschwunden!

Drauf hat ein Andrer liebend mich erkoren,
In stolzem Uebermuth,
Weil er sich kühn bedünkt' und hochgeboren;
Der hält mich eifersüchtig streng in Huth,
Leiht falschem Wort die Ohren;
Ich aber fühl' in heißer Thränenfluth
Verzweifelnd nur zu gut,
Daß Vielen ich zum Heile
Geboren, nun an Einen bin gebunden.

Welch widriges Geschick muß ich verklagen,
Das mich bethöret, ach!
Des Kleiderwechsels willen „Ja" zu sagen,
Im schwarzen Kleid einst froh, muß Ungemach
Ich nun im bunten tragen,
Und außerdem des argen Lästrers Schmach.
O arger Hochzeitstag!
Wär' ich doch nur gestorben,
Bevor ich deine Bitterkeit empfunden!

O theurer Freund, den ich mit Lust besessen,
Der keine jemals glich,
Du weilst dort oben in dem Anschaun dessen,
Der uns erschuf! O, so erbarme dich

Der Frau, die zu vergessen
Dich nie vermag, und überzeuge dich,
Die Flamm' entzünde sich
Aufs Neu', in der ich glühte;
Wo nicht, so kürze dieses Lebens Stunden!"

Hier endete Lauretta's Lied, das von Allen bemerkt, aber von Verschiedenen verschiedentlich ausgelegt wurde. Die Einen waren der Meinung, es komme auf das mailändische Sprichwort hinaus: „besser eine fette Sau, als die allerschönste Frau"; Andere aber fanden einen tieferen Sinn darin, den wir jedoch hier zu erörtern nicht für gut befinden. Der König ließ hierauf die von Blumen übersäete Wiese mit Wachskerzen beleuchten, und Musik und Tanz so lange fortsetzen, bis die letzten Sterne am Himmel erloschen, und es Zeit schien, sich zur Ruhe zu begeben, wo er Allen gute Nacht sagte, und sie in ihre Zimmer entließ.

Das Dekameron

von

Boccaccio.

Zweiter Band.

Es schließt der dritte Tag des Dekameron, und es beginnt der vierte.

Vorrede des Boccaccio.

Theuerste Freundinnen, ich hörte zwar oft von weisen Leuten, las davon, und erfuhr es auch an mir selbst, daß der heftige und glühende Samielwind des Neides bloß gegen hohe Thürme und mächtige Bäume anstürme; indessen finde ich doch, daß ich mich in meiner Meinung irrte. Ich dachte nämlich seinem Anfall dadurch zu entgehen, daß ich mich von den Ebenen entfernte, und in die tiefsten Thäler flüchtete. Das sieht man ja doch wohl ganz klar aus meinen Novellen, welche ich nicht bloß in schlichter florentinischer Mundart, in ganz einfacher Prosa, und dazu noch in dem anspruchlosesten Styl abgefaßt habe. Und trotz dem versengte mich jener verheerende Wind, der mich zwar nicht umwarf, aber doch beugte, und der Zahn des Neides wies mir seine Zähne, um mich in Stücke zu zerreißen. So bin ich denn nun von dem Spruch der alten Weisen vollkommen überzeugt, daß Alles dem Neide ausgesetzt ist, außer die Armuth und das Elend.

Denn seht an, meine schönen Damen, einige meiner Leser tadeln mich, weil ich an euch zu viel Geschmack finde, und meinen, daß es für mich höchst unschicklich sey, euch den Hof zu machen und euch zu belustigen. Wieder andere sind damit unzufrieden, daß ich ein so großes Rühmens von euch mache. Noch Andere, die sich recht altklug anstellen, werfen mir mein Alter vor, und rücken mir es unter den Bart, daß es für meine Jahre gar nicht passe, mich mit derlei Dingen abzugeben, worunter sie

Frauenzimmer und Vergnügungen verstehen, welche ihnen das Leben erheitern. Und Leute, die sich den Anschein geben, als ob sie es gut mit mir meinten, und um meinen guten Namen Sorge trügen, fügen hinzu, ich würde klüger daran thun, auf dem Parnasse zu verweilen, als dergleichen Allotria mit euch zu treiben. Wieder Andere von mehr boshaften, als edeln Gesinnungen, reiben es mir unter die Nase, daß ich mich doch lieber nach Brod umsehen, als solche Narrenspossen begehen sollte. Und noch Andere endlich geben sich alle ersinnliche Mühe, darzuthun, daß ich bei meinen Erzählungen der Wahrheit nicht getreu bleibe.

Seht, meine schönen Leserinnen, so bricht man mir den Stab, so verlästert man mich; so anatomiren mich meine trefflichen Seeirer bis auf die Knochen. Der Himmel weiß, ob ich das Alles mit Geduld ertrage! Doch ob es gleich nur euch allein zusteht, mich in euern Schutz zu nehmen, so werde ich mich doch auch für meine eigene Person die Mühe nicht verdrießen lassen, und zwar nicht Alles darauf erwiedern, was ich eigentlich erwiedern sollte, aber mir doch mit ein paar Worten die Kläffer von den Ohren schütteln. Und dieß will ich in guter Zeit thun. Denn da ihre Zahl schon so groß ist, wo ich noch nicht den dritten Theil meines Werkes beendigt habe, so möchte sie, ehe ich zum Ziele gelangte, am Ende dergestalt anwachsen, daß sie, wenn ich ihnen nicht anfangs tapfer zu Leibe gehe, mich mit leichter Mühe ganz zu Boden werfen, was ihr dann mit allen euren Kräften, so mächtig diese auch sind, doch nicht würdet verhindern können.

Ehe ich jedoch auf diese Erwiederung eingehe, will ich vorerst ein kleines Fragment von einer Novelle erzählen. Es ist durchaus kein Ganzes, und kann sich in keinem Betracht neben die Erzählungen stellen, welche von einer so ehrenwerthen Gesellschaft vorgetragen wurden.

Ich wiederhole es: „die Geschichte ist höchst unvollständig, und kann auf weiter nichts, als auf den Namen eines Fragments Anspruch machen.“

Hört also, meine Feinde!

Es lebte einmal vor schon geraumer Zeit in unserer Stadt ein Bürger, Namens Filippo Balducci, zwar ein Mann von niederer Abkunft, aber sehr reich, und wohlerfahren in Allem, was zu seinem Gewerbe gehörte. Dieser hatte eine Frau, welche ihm seine Liebe im höchsten Grade erwiederte. Beide hatten nichts Anderes im Sinn, als sich gegenseitig das Leben so angenehm als nur möglich zu machen. Da widerfuhr denn aber der guten Frau ein gewisser Casus, der uns zu seiner Zeit allen widerfährt; nämlich sie starb eines Tages, und hinterließ ihrem theuern Filippo kein anderes Merkmal ihres Vorhandengewesenseyns, als ein Söhnlein von circa zwei Jahren. Filippo war außer sich über ihren Tod; hatte er doch an ihr das Liebste auf der Welt verloren! Als ihm nun sein theuerstes Besitzthum entrissen war, so schenkte er alle seine Habe den Armen, und wandte sich mit seinem Söhnlein nach dem Berge Asinajo. Dort sperrte er sich mit ihm in eine Klause ein, lebte von Almosen, betete und fastete fleißig, und hüthete sich sehr, vor dem Knaben von weltlichen Angelegenheiten zu reden, oder ihn etwas davon schauen zu lassen, damit er in seinen geistlichen Uebungen dadurch nicht gestört würde. Er sprach von früh bis in die Nacht mit ihm von weiter nichts, als von den Heiligen und von der Ewigkeit. Auf diese Art verlebte er mit ihm mehrere Jahre, während welcher Zeit er ihn nie aus der Zelle gehen, noch mit irgend einem menschlichen Wesen zusammenkommen ließ. Inzwischen aber pflegte der heilige Mann von Zeit zu Zeit die Stadt zu besuchen, wo ihn fromme Leute mit

mildthätigen Gaben unterstützten, welche er nach seiner Zelle trug.

Als nun sein Sohn ungefähr das achtzehnte Jahr erreicht haben mochte, und er selbst schon in hohen Jahren stand, fragte ihn einstmals der Jüngling, wohin er gehen wolle. Nachdem es ihm der Vater gesagt hatte, versetzte der Sohn: „Vater, Ihr seyd jetzt schon alt, und könnt die Mühseligkeiten nicht wohl mehr ertragen. Warum nehmt Ihr denn mich nicht einmal zur Begleitung mit in die Stadt, und macht mich bekannt mit den braven Leuten, die Gott und Euch lieben, auf daß ich, sofern es Euch gefiele, in Zukunft nöthigenfalls selbst in die Stadt gehen könnte, und Ihr zu Haus bliebet?"

Weil nun der gute Alte meinte, daß sein bereits erwachsener Sohn in dem heiligen Leben einen so festen Grund gelegt hätte, daß ihn weltliche Angelegenheiten jetzt nicht mehr wankend machen könnten, so nahm er ihn das nächstemal mit nach Florenz. Als der Sohn die schönen Häuser und Paläste, die Kirchen und viele andere merkwürdige Gegenstände der Stadt erblickte, ward er darüber sehr verwundert, weil er noch nie etwas Aehnliches gesehen hatte. Er konnte daher mit seinen Fragen gegen den Vater kein Ende finden, was Dieses oder Jenes wäre. Wenn ihm der Vater nun Auskunft gab, so freute sich der Jüngling, und fragte wieder über etwas Neues. Während nun so der Sohn immer fragte, und der Vater immer zu antworten hatte, trafen die Beiden auf mehrere festlich geputzte Damen, welche so eben von einer Hochzeitsfeier zurückkehrten. Als der Sohn diese erschaute, fragte er den Vater abermals, wer denn diese wären. Worauf der Vater antwortete: „O mein Sohn, wende deine Augen zur Erde, und sieh sie nicht an, denn das sind böse Dinger!" — Wie heißen sie denn, Vater?", fragte der

Sohn wieder. — Der Vater wollte sie, um keine schlechten Gelüste bei dem Sohn zu erwecken, nicht bei ihrem wahren Namen nennen, und sagte daher: „es sind Gänslein!“ — Wunderbar zu hören! Der Jüngling, der nie ein Weib zu Gesicht bekommen hatte, vergaß jetzt auf einmal Häuser und Paläste, Ochsen, Pferde und Esel, Gold und Alles, was er gesehen hatte, und rief aus: „O mein theurer Vater, ich bitte Euch, verhelft mir doch zu dem Besitz eines solchen Gänsleins!“ — „Mein Sohn, erwiederte der Vater, schweige doch von ihnen; ich versichere dich, es ist eine böse Waare!“ Der Jüngling versetzte fragend weiter: „Haben denn böse Dinger ein solches Aussehn?“ „Allerdings!“ sagte der Vater. — „Ich begreife doch aber gar nicht“, erwiederte der Jüngling, „wie Ihr dieß behaupten könnt, und warum sie böse Dinger seyn sollen. Denn ich kann mich nicht entsinnen, Zeit meines Lebens etwas Schöneres und Anmuthigeres erblickt zu haben. Ach, mein lieber Vater, wenn ich Euch werth und theuer bin, so laßt mich doch eins von diesen Gänslein mitnehmen; ich will ihm schon etwas in den Schnabel geben.“ — „Daraus wird nichts, mein Sohn“, versetzte der Vater. Du weißt ja noch gar nicht einmal, was sie für einen Schnabel haben, und wie viel dieser Schnabel Futter verlangt“.

Kurz aus des Sohnes Reden bemerkte er jetzt deutlich, daß die Natur über alles verkünstelte Wesen den Sieg davontrage, und er bereute es demnach, daß er seinen Sohn mit nach Florenz genommen hatte.

Doch ich begnüge mich mit diesem Geschichtsfragment, und wende mich wieder zu meinen Tadlern, denen ich allein es eigentlich erzählen wollte. Etliche von ihnen also, meine jungen Damen, werfen mir vor, daß ich mich zu sehr anstrenge, euern Beifall zu verdienen, und daß

ich ein zu großes Vergnügen an euch finde. Von ganzem Herzen gestehe ich es ein, daß ich mein größtes Gefallen an euch habe, und daß es auch mein lebhaftester Wunsch ist, euch wiederzugefallen. Und da erlaube ich mir nun gegen jene Herren die Frage: ob sie das wohl so unbegreiflich finden können an Einem, der die Süßigkeit eurer Küsse, die Wonne eurer Umarmungen und überhaupt das ganze Entzücken eurer Liebesbezeugungen kostete? Dazu nun noch euer angenehmer Umgang, eure überwältigenden Reize, eure liebenswürdige Anmuth, eure Zucht und edle Sitte! Der müßte ja ein Stein seyn, der für alle diese Eigenschaften kein Gefühl hätte! — Jetzt komme ich wieder auf mein Beispiel zurück, auf jenen Jüngling, der auf rauhen Gebirgen, in dem engen Raum einer Klausnerzelle, fern von aller Gesellschaft, außer der seines Vaters, erzogen worden war. Brachte ihn nicht euer erster Anblick ganz außer sich, so daß er sich sogleich nur nach euch sehnte, und nur für euch Gedanken hatte?

Nun, so tadelt und schmäht mich immerhin! Der Himmel hat mir nun einmal diese zärtliche Neigung für euch eingeflößt! Schon von Jugend auf gehörte euch meine ganze Seele an! Mich begeisterten eure holden Augen, jedes holde Wort von euch versetzte mich in den Himmel, jeder Hauch von euch fachte meine Liebesflamme an. Was schilt man mich nun, wenn ich meine Freude an euch finde, und mich bestrebe, euch zu gefallen? Zumal, wenn man bedenkt, daß ihr einen Jüngling aus der Wüste, welcher zu einem Einsiedler erzogen wurde, als er zum erstenmal die Welt erschaute, mehr entzücktet, als alles Andere? Bei Gott, wer euch nicht liebt, und nicht wünscht, daß ihr ihn wiederliebt, der entbehrt die schönsten Freuden dieser Welt! Er mag mich immerhin verdammen, denn nach seinem Urtheil frag' ich nichts!

Wer mir mein Alter vorrückt, dem scheint es unbekannt zu seyn, daß der Lauch zwar einen weißen Kopf, aber einen grünen Stiel hat. Doch Scherz bei Seite! Ich schäme mich nicht, und werde mich bis ans Ende meiner Tage nicht schämen, denen zu gefallen, welchen ein Guido Cavalcante und ein Dante Alighieri in ihren hohen Tagen noch gefielen, und deren Gunst sich ein Cino von Pistoja in dem höchsten Greisenalter noch zur Ehre rechnete. Wenn ich nicht befürchten müßte, zu weitschweifig zu werden, so könnte ich noch mehrere Beispiele aus der Geschichte anführen, um darzuthun, daß sich die berühmtesten Männer oft noch in ihrem hohen Alter um die Gunst der Frauen bemühten. Und wenn die Herren das noch nicht wissen, so mögen sie hingehen, und es lernen.

Der Rath, daß ich bei den Musen auf dem Parnaß bleiben möge, ist in der That nicht zu verachten. Aber wir können nicht immer bei den Musen seyn, denn die Musen sind nicht immer bei uns. Und dann ist es gar nicht so übel, wenn wir sie mitunter auf eine kurze Zeit verlassen, und uns andern Gegenständen zuwenden, wartend, bis sie wiederkommen. Die Musen sind nämlich Frauenzimmer, und wenn die Frauenzimmer auch nicht gerade alle Musen abgeben könnten, so haben sie doch a prima vista eine auffallende Aehnlichkeit mit ihnen. Wenn sie mir also auch in sonstiger Beziehung nicht gefallen könnten, so müßte ich schon deßwegen an ihnen meine Freude haben. Ueberdieß haben mir die Mädchen schon zu tausend Gedichten Stoff gegeben; die Musen dagegen noch zu keinem einzigen. Indeß läugne ich nicht, daß sie mir bei jenen Tausenden beigestanden haben mögen; und vielleicht halfen sie mir auch bei diesen Kleinigkeiten, der Aehnlichkeit zur Ehre, welche die Mädchen mit

ihnen haben. Denn bei Abfassung dieser Historien glaube ich mich vom Parnaß und von den Musen nicht gar so weit zu entfernen, als wohl Mancher denkt.

Doch was soll ich den guten Leuten erwiedern, denen mein guter Name dermaßen am Herzen liegt, daß sie mir den wohlmeinenden Rath geben, mich um mein tägliches Brod zu bekümmern? Das weiß ich wahrlich nicht. Da müßte ich erst einmal darüber nachdenken, was sie mir wohl antworten würden, wenn ich, von der Noth gezwungen, bei ihnen um ein Almosen betteln müßte. Jedenfalls würden sie wohl zu mir sagen: „Geh hin, und suche dir Brod bei deinen Fabeln!“ So mancher Dichter hat sein Brod schon besser gefunden bei seinen Fabeln, als mancher Geizhals bei seinen Schätzen, und Viele von ihnen haben durch ihre Fabeln und poetischen Werke ihr ganzes Zeitalter berühmt gemacht. Dagegen mußte so Mancher der nur den kleinen Gedanken an Brod im Kopfe hatte, in Armuth und Elend sterben. Und was wäre es denn für ein Unglück, wenn sie mich von ihren Thüren wiesen? Es hat, Gott sey Dank, mit mir noch keine Noth, und wenn es mir ganz schlecht erginge, so getraute ich mir, wie der Apostel, eben so gut, Alles zu entbehren, als ich Alles genoß. Uebrigens kümmere sich doch nur aber kein Mensch mehr um mich, als ich selbst!

Wer mir den Vorwurf macht, daß ich nicht immer der Wahrheit getreu erzähle, der wird mir eine große Gefälligkeit erweisen, wenn er mir seine Urkunden mittheilt. Wenn sich etwas darin vorfindet, was mit meiner Erzählung nicht aufs Haar übereinstimmt, so will ich seine Ausstellungen gelten lassen, und mir Mühe geben, für die Zukunft nicht in ähnliche Fehler zu verfallen. Doch leere kritische Phrasen machen auf mich gar keine Wirkung; ich lasse Jeden gern bei seiner Meinung, aber ich bleibe auch

gern bei der meinigen, und denke dasselbe von ihm, was er von mir behauptet.

Doch genug der Worte! Der Himmel und ihr, liebe Damen, auf welche beide ich sicher rechne, mögen mir beistehen, mein Werk glücklich zu vollenden! Mögen die gesammten Winde unserer engherzigen Atmosphäre blasen, wie sie wollen, ich werde ihnen fortan den Rücken zukehren, und sie nach Herzenslust fortblasen lassen, wie es ihnen beliebt. Was ist denn eigentlich ein solcher Wind? Nichts weiter als ein mattherziger Lufthauch, der höchstens den Staub ein wenig aufwirbelt. Wenn er diesen Staub hoch empor bringt, so hebt er ihn höchstens über die Häupter der Menschen, mitunter freilich auch über die Paläste und Thürme; aber dann sinkt er wieder herab, und kann nicht tiefer fallen, als auf die Erde, von welcher aus er erhoben ward.

Bemühte ich mich daher jemals, eure Gunst zu erlangen, so fühle ich mein Bestreben jetzt verdoppelt. Denn Jeder, der euch liebt, folgt dem Gesetz der Natur. Und so auch ich. Mit der Natur könnte es nur Einer aufnehmen, der übernatürliche Kräfte hätte. Mancher versuchte dieß zwar; aber er betrog sich selbst, und fügte sich den größten Schaden zu. Ich muß offenherzig bekennen, daß mir die Kräfte fehlen, um aus einem solchen Kampfe als Sieger hervorzugehen. Ich möchte sie aber auch in diesem Falle gar nicht haben. Und wenn ich sie hätte, so würde ich sie lieber einem Andern leihen, als zu meinem eigenen Nutz und Fromm verwenden. — Die Lästerer sollten also lieber ihr Maul halten. Wenn sich ihr Herz über nichts erwärmen kann, so mögen sie zu Eis erstarren, und sich dabei wohl befinden. Und wenn ihnen dieses Vergnügen macht, so will ich ihnen dasselbe gönnen; nur mögen sie mich bei dem meinigen nicht weiter stören.

Doch genug für heute! Jetzt, meine anmuthigen Damen, laßt uns wieder dahin zurückkehren, wo wir stehen geblieben waren, und den abgerissenen Faden weiter fortspinnen.

Vierter Tag.

Unter Philostrato's Regierung werden Liebesgeschichten erzählt, welche sämmtlich ein tragisches Ende nahmen.

Die Sonne hatte bereits die Sterne vom Himmel und die feuchten Schatten der Nacht von der Erde vertrieben, als Philostrato sich von seinem Lager erhob, die Andern wecken ließ, und darauf in ihrer Gesellschaft den schönen Garten durchwandelte. Als der Mittag herankam, wurde an demselben Platze Tafel gehalten, wo sie des Tags vorher zu Nacht gespeist hatten. Nachdem das Mittagsmahl vorüber war, versammelten sich alle wieder um den schönen Brunnen, und Philostrato winkte der Fiametta, jetzt mit dem Erzählen zu beginnen. Sie zögerte nicht lange, und hob nach Art der Damen folgendermaßen an:

I. Novelle.

Tancred, der Fürst von Salerno, läßt den Geliebten seiner Tochter ermorden, und schickt ihr sein Herz in einer goldenen Vase. Sie schüttet Gift darauf, trinkt es, und stirbt.

Unser König hat uns jetzt eine ernste Aufgabe gestellt. Wir sind hieher gekommen, um uns gegenseitig aufzuhei-

tern. Doch da dieß bereits geschehen ist, so findet er es vielleicht der Abwechselung halber für gut, daß wir auch einmal die düstere Seite des Lebens auffassen, und uns von Personen unterhalten, deren Schicksale man nicht ohne tiefe Bewegung des Herzens anhören kann. Jedenfalls ist es am Platze, wenn man nach dem Genuß heiterer Tage wieder einmal ernsteren Gedanken Raum gibt. Doch sey dabei des Königs Absicht, welche sie wolle, so ziemt es sich, unbedingt seinem Befehl zu gehorchen. Ich will daher jetzt eine tragische Geschichte erzählen, die euch gewiß Alle bis zu Thränen rühren wird.

Der Fürst Tancred von Salerno, ein äußerst menschenfreundlicher und gütiger Herr, würde gewiß den Ruhm eines der besten Regenten hinterlassen haben, wenn er nicht in seinem Alter seine Hände mit dem Blut der Liebe befleckt hätte. In der ganzen Zeit seines Lebens erzeugte er blos eine einzige Tochter. Es wäre besser für sie und ihn gewesen, wenn er auch diese nicht gehabt hätte. Wohl kein Vater hat je sein Kind zärtlicher geliebt, als wie er sie liebte. Deßwegen behielt er sie länger unverheirathet bei sich, als ihre Jahre es erfordert hätten, und zwar bloß aus dem Grunde, weil er es nicht über das Herz bringen konnte, sich von ihr zu trennen.

Nachdem er sie nun doch am Ende an einen Sohn des Herzogs von Capua verheirathet hatte, wurde sie bald darauf wieder Wittwe, und kehrte in das Vaterhaus zurück. Sie war so schön von Gestalt und Gesicht, als nur jemals irgend ein Weib von der Welt, und dabei hatte sie so vielen heitern Humor und feinen Verstand, als nur ein Frauenzimmer besitzen kann. Weil sie bei einem zärtlich liebenden Vater in allen Bequemlichkeiten und Freuden eines glänzenden Hofes lebte, und da sie sah, daß ihr Vater aus übergroßer Liebe zu ihr nicht daran dachte,

sie nochmals zu vermählen, und sie selbst es für unschicklich hielt, ihn daran zu erinnern, so gerieth sie auf den Gedanken, sich wo möglich insgeheim einen Liebhaber anzuschaffen. Indem sie nun in der Phantasie die ganze Reihe der Edelleute, die am Hofe ihres Vaters weilten, und auch Andere vom bürgerlichen Stande durchmusterte, fiel ihre Wahl auf einen jungen Mann, Namens Guiscardo, der zwar nicht von Adel, aber edel an Sitten und reich an allen männlichen Vorzügen war. Und weil sie Gelegenheit hatte, ihn öfters zu sehen, so verliebte sie sich von Tag zu Tage mehr und mehr in sein ganzes Wesen. Der Jüngling hatte Scharfblick genug, um ihre Neigung zu ihm baldigst zu bemerken, welche einen solchen Eindruck auf ihn machte, daß er ebenfalls in glühender Liebe zu ihr entbrannte. Als nun bei beiden Theilen die geheime Leidenschaft fast den höchsten Grad erreicht hatte, und die Prinzessin nach einer Zusammenkunft mit Guiscardo sehnlichst schmachtete, wobei sie sich jedoch keiner fremden Person anvertrauen mochte, so dachte sie auf eine List, um ihm anzudeuten, auf welche Art er am bequemsten zu ihr gelangen könnte. Sie ertheilte ihm nämlich in einem Billet Nachricht, auf welche Art und an welchem Orte er sie am nächsten Tage sprechen könnte. Sie versteckte dasselbe in ein hohles Rohr, welches sie ihm in scherzhafter Unterhaltung überreichte, und dabei sagte: „Gib das deiner Magd heute Abend zum Blasebalg, um das Feuer damit anzufachen." — Guiscardo nahm das Rohr, und konnte sich wohl denken, daß sie es ihm nicht ohne eine geheime Absicht gegeben haben möchte, weßhalb er es auf dem Heimweg zu sich steckte. Als er es zu Hause näher betrachtete, entdeckte er bald die Oeffnung, die den Brief der Prinzessin enthielt, welcher ihm anzeigte, auf welche Art und wo er

sie treffen könnte. Er war über dieses Billet ganz außer sich vor Freude, und traf sogleich Anstalt, das Liebesabenteuer zu bestehen. Seit alter Zeit schon war nämlich dicht neben dem Schlosse des Fürsten eine Höhle in den Felsen gehauen, in welche von oben her einige Lichtstrahlen hereinfielen durch ein Loch, das man mit Gewalt durch den Felsen gesprengt hatte, welches jedoch, weil die Höhle allgemach in Vergessenheit gerieth, ganz mit Dornen und Gebüsch überwachsen war. Eine verborgene Treppe führte aus einem Parterrezimmer des Schlosses, welches die Prinzessin bewohnte, nach dieser Höhle; doch war der Ausgang dahin durch eine starke Thüre verschlossen. Weil man sich nun seit ewigen Zeiten der Treppe nicht bedient hatte, so war sie allen Leuten so sehr aus dem Gedächtniß entschwunden, daß beinahe kein Mensch von ihr mehr etwas wußte. Doch dem Auge der Liebe sind die geheimsten Dinge nicht verborgen, und so hatte denn auch das der Prinzessin diese Thüre entdeckt. Nur machte es ihr einige Tage über nicht wenige Anstrengung, sie zu öffnen. Als ihr dieß indeß endlich gelungen war, stieg sie ganz allein in die Höhle hinab, wo sie bald das oben befindliche Luftloch gewahrte. Durch dieses Loch hatte sie dem Guiscardo empfohlen, sich, wo möglich, in die Höhle herabzulassen, wobei sie nicht vergessen hatte, ihm die ungefähre Tiefe zu bezeichnen. Guiscardo verschaffte sich jetzt eine Strickleiter, um mit Hülfe derselben bequem hinunter und wieder herauf zu gelangen. Auch zog er eine Kleidung von Leder an, um sich gegen die Hecken und Dornen zu schützen. So ausgerüstet begab er sich am folgenden Abend nach dem Loch, an dessen Mündung er seine Strickleiter an einem starken Hagedorn befestigte, worauf er sich in die Höhle hinabließ, um dort die Ankunft der Prinzessin zu erwarten. Dieselbe entließ

ihre Kammerjungfern, als ob sie schlafen gehen wollte, schloß ihr Zimmer, und eilte die verborgene Treppe hinunter, ihrem Geliebten entgegen, mit welchem sie in ihr Gemach zurückkehrte, und sich eine ganze Reihe von Stunden hindurch an seiner Unterhaltung im höchsten Grade ergötzte. Nach vorheriger Verabredung, wie man möglichst vorsichtig die Sache in Zukunft fortsetzen wolle, kehrte Guiscardo nach der Höhle zurück, worauf die Prinzessin die verborgene Thüre verschloß, und sich wieder hinaus zu ihren Hofdamen begab. Guiscardo dagegen wartete in der Höhle, bis es dunkel wurde, worauf er wieder herausstieg, und nach Hause zurückkehrte. Auf gleiche Weise stattete er nun der Prinzessin wiederholte Besuche ab, bis endlich das Schicksal dem glücklichen Paare seine Freuden mißgönnte, und ihnen durch einen ungünstigen Zufall großes Herzeleid bereitete.

Tancred pflegte nämlich zu Zeiten ganz allein zu seiner Tochter zu kommen, sich dann eine Zeitlang mit ihr zu unterhalten, und darauf wieder auf sein Zimmer zurückzukehren. Und so ging er denn auch eines Tages zu Sigismunda (so hieß die Prinzessin), welche sich so eben mit ihren Gesellschaftsdamen in den Garten begeben hatte, um dort ein wenig zu lustwandeln. Er gelangte in ihr Zimmer, ohne daß es Jemand bemerkte. Da er seine Tochter nicht stören wollte, so ließ er Alles, wie er es fand. Die Fensterladen waren nämlich verschlossen, und die Vorhänge an dem Bett niedergelassen. Daran änderte er nichts, sondern setzte sich in einer Ecke auf ein Kissen, und wickelte sich in den Vorhang, als ob er den Vorsatz gehabt hätte, sich zu verstecken, worauf er einschlief. Zum Unglück hatte Sigismunda an demselbigen Tag ihren Guiscardo bestellt. Sie verließ daher ihre Gesellschaftsdamen im Garten, schlich sich auf ihr

Zimmer, und schloß sich dort ein, worauf sie ihrem Geliebten die verborgene Thüre öffnete, und sich mit ihm den gewohnten Freuden der Liebe überließ. Mittlerweile erwachte Tancred aus seinem Schlafe, und sah Alles, was um ihn her vorging, worüber er dermaßen in Zorn gerieth, daß er anfangs augenblicklich seine Wuth an dem verliebten Paare auslassen wollte. Doch nach einiger Ueberlegung beschloß er, still zu schweigen, und sich, wo möglich, unbemerkt wieder fortzubegeben, damit er seinen Plan desto ruhiger überdenken und ausführen könnte. Die beiden Liebenden blieben ihrer Gewohnheit nach lange bei einander, ohne den Tancred gewahr zu werden, und als am Ende die Prinzessin ihren Guiscardo wieder nach der Höhle begleitete, benützte Tancred den Moment ihrer Abwesenheit, und entschlüpfte. Ungeachtet seines Alters sprang er aus dem Fenster hinab in den Garten, und gelangte auf diese Art ganz glücklich, doch voll Zorn und Unmuth, auf sein Zimmer. Als nun Guiscardo wieder aus der Höhle heraussteigen wollte, wurde er in seiner ledernen Bekleidung von zwei Leuten, welche Tancred einstweilen angestellt hatte, festgenommen und in aller Stille zu ihm gebracht. Fast mit Thränen in den Augen sprach er zu ihm die Worte: Guiscardo, ich hätte es mir nimmermehr träumen lassen, daß du mir die große Güte, die ich dir stets bezeigte, mit solcher Schmach und Schande vergelten würdest, als ich heute mit meinen eigenen Augen mit ansehen mußte. Guiscardo gab ihm die einfache Antwort: „Herr, die Liebe ist gewaltiger, als du und ich!“ — Worauf Tancred gebot, ihn heimlich in einem Zimmer des Palastes zu bewachen. Am nächsten Tage, ehe Sigismunda von Allem nur die geringste Ahnung hatte, ging Tancred, welcher schon mehrere Pläne entworfen hatte, nach der

Mittagstafel, wie er immer zu thun pflegte, auf das Zimmer seiner Tochter, ließ sie vor sich kommen, schloß sich mit ihr ein, und sprach zu ihr mit Thränen in den Augen: „Meine Sigismunda, in der festen Ueberzeugung, daß ich auf deine Zucht und Ehrbarkeit fest bauen könnte, ließ ich mir nie im Traume einfallen, daß du mit einem Manne, der nicht dein Gemahl ist, verbotenen Umgang pflegen würdest, und ich dachte, auch du könntest dir das nicht im Traume einfallen lassen. Und dennoch habe ich mich mit diesen meinen eigenen Augen von dem Gegentheil überzeugen müssen. Dieser böse Casus wird mir für den Rest meiner Lebenstage ein Dorn im Auge seyn. Wenn es der Himmel nur wenigstens so gefügt hätte, daß du an einen Mann von deinem eignen Stande gerathen wärest! Aber da mußt du nun unter so Vielen, die an meinem Hofe weilen, gerade auf den Guiscardo fallen, auf einen Menschen von ganz niedriger Herkunft, dem ich aus Gnade und Barmherzigkeit von frühester Jugend an Nahrung, Kleidung und Erziehung angedeihen ließ! Das hat mir mein Herz in einem solchen Grade zerrissen, daß ich in der That nicht weiß, was ich mit dir anfangen soll. Was den Guiscardo anlangt, welchen ich in dieser Nacht festnehmen ließ, darüber ist mein Entschluß schon gefaßt; aber der Himmel weiß, was ich mit dir beginnen werde. Einerseits spricht die zärtliche Vaterliebe für dich, welche ich stets zu dir empfunden habe; andrerseits aber reizt mich der gerechteste Zorn über deine Thorheit. Jene will mich bewegen, dir zu verzeihen; dieser gebietet mir, meiner Natur zuwider zu handeln, und dich streng zu bestrafen. Doch bevor ich mich entscheide, will ich erst einmal hören, was du selbst zu deiner Vertheidigung vorzubringen im Stande bist."

Nach diesen Worten senkte er den Blick zu Boden, und

weinte wie ein Kind, das eine schwere Züchtigung erhalten hat. Sigismunda, welche aus den Reden ihres Vaters wohl ersah, daß er ihr geheimes Liebesverhältniß nicht nur entdeckt hatte, sondern auch, daß Guiscardo gefangen saß, empfand darüber die tiefste Betrübniß, und war nahe daran, dieselbe durch Thränen und laute Jammertöne bemerkbar zu machen, wie es die meisten ihres Geschlechts zu thun pflegen. Indeß siegte ihr Stolz über diese melancholische Anwandlung. Mit einer in der That bewundernswerthen Seelenstärke erheuchelte sie eine ruhige Miene, und war entschlossen, lieber zu sterben, als um Gnade für sich zu bitten, weil sie in dem Wahne stand, daß Guiscardo schon todt wäre. Daher sagte sie nicht in dem Tone eines niedergeschlagenen und ihres Fehltritts überwiesenen Frauenzimmers, sondern mit der größten Unbefangenheit, mit trockenem Auge und ohne das geringste Anzeichen von innerer Unruhe zu ihrem Vater: Tancred, ich will weder Lügen machen, noch zu Bitten meine Zuflucht nehmen, insofern mir das Erstere nichts helfen kann, und ich mir durch das Zweite nicht helfen mag. Ja, noch mehr; ich mag dich auf keine Art zur freundlichen Nachsicht mit mir bewegen. Ich werde dir die reine Wahrheit bekennen; dabei will ich zuerst meine Ehre mit gerechten Gründen vertheidigen, und dann sollen meine Handlungen von der Festigkeit meines Charakters zeugen. So höre denn also: es ist allerdings wahr, Guiscardo war mir theuer, und er ist es mir noch jetzt. Ich werde ihn lieben, so lange ich lebe; aber mit meinem Leben wird es bald aus seyn. Knüpft sich in einer höhern Welt der Faden der Liebe wieder an, so werde ich auch dort nicht aufhören, ihn zu lieben. Zu dieser Liebe verleitete mich aber nicht sowohl weibliche Schwachheit, als deine eigene Saumseligkeit, mich wieder zu verheirathen. Tan-

cred, du hast ja doch selbst Fleisch und Blut! Also solltest du bedenken, daß deine Tochter weder von Stahl noch von Eisen ist! Und obgleich du jetzt bereits in höheren Jahren stehst, so hättest du doch nicht aus der Acht lassen sollen, wie vielfach und gewaltig die Natur auf einen jugendlichen Körper einwirkt; und wiewohl du ferner, als ein Mann, deine besten Jahre unter Waffenübungen zubrachtest, so mußtest du doch nichts desto weniger wissen, was Nichtsthun und gutes Leben selbst über ältere Personen, wie viel mehr über ein junges Blut, vermögen. Ich habe so gut wie du Fleisch und Blut, und stehe noch überdieß in der schönsten Blüthe meiner Jahre! Und so bin ich denn sowohl von der einen, als auch von der andern Seite den Leidenschaften ausgesetzt. Dazu kommt noch der Umstand, daß ich schon einmal verheirathet war, weßhalb ich um so dringender das Bedürfniß fühlte, jene Leidenschaften zu befriedigen. Weil ich indeß als ein noch junges Frauenzimmer nicht Kraft genug fühlte, ihren Lockungen zu widerstehen, so gab ich ihnen nach, und verliebte mich. Doch bei Gott, indem ich meinen natürlichen Trieben folgte, ging mein ganzes Bestreben dahin, weder dir, noch mir Schande zu machen. Die Liebe und das Glück zeigten mir den Pfad, der mich glücklich zu der Befriedigung meiner Wünsche führte, ohne daß eine Menschenseele etwas davon bemerkt hätte. Magst du dieß nun ausgekundschaftet, oder entdeckt haben, wie du willst, ich stelle es nicht in Abrede. Doch griff ich nicht blind nach dem Guiscardo, wie so manche Andere thun, sondern ich erwählte mir ihn mit gutem Vorbedacht. Auf die vorsichtigste Weise suchte ich ihn an mich zu locken, worauf ich mich mit Klugheit und Beständigkeit eine lange Zeit hindurch seines Umgangs erfreute. Es bedünkt mich demnach, daß du mehr dem gewöhnlichen Vorurtheil, als

LIBRARY
MAR 25 1976
UNIVERSITY OF TORONTO

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

PQ
4272
G5A38
Bd.2
T.2

Boccaccio, Giovanni
Das Dekameron